

# Vom Maurerbub zum Märtyrerbischof

Von Rimpar nach Rhodesien

**Adolph Gregor Schmitt CMM (1905–1976)**



## Ein Lebensweg mit vielen Hindernissen

Die Markt-Gemeinde Rimpar bei Würzburg wurde über Jahrzehnte als Maurer- bzw. Arbeiterdorf titulierte. Mit Recht. Aber damit ist nichts ausgesagt über die Geschichte dieses fränkischen Fleckens. Erstmals schriftlich erwähnt wird Rimpar in einem aus dem 11. Jahrhundert stammenden Güterverzeichnis des Benediktinerinnenklosters Kitzingen. Da ist von "Rintburi" die Rede. Nach Professor Dr. Walter Scherzer bedeutet dieser Ortsname soviel wie Vieh- oder Rinderstall. Aber schon sehr viel früher, nämlich rund 2000 Jahre vor Christus, soll es am Rimparer Kirchhofhügel eine Siedlung gegeben haben – also in der jüngeren Steinzeit. Später, viel später, verlief die Geschichte des Dorfes "im Schatten der Burg, des Schlosses, der benachbarten Zisterzienserinnen von Maidbronn sowie der Bischöfe von Würzburg. Auch Tilman Riemenschneider, der begnadete fränkische Künstler, hat zeitweise für Rimpar gearbeitet, zum Beispiel das Grabmal des Ritters Eberhard von Grumbach sowie die Beweinung Christi. Während des Bauernaufstandes wurden Schloss und Kirche geplündert; Florian Geyer, der Anführer der meuternden Landwirte, wurde auf den Feldern von Rimpar gestellt und ermordet.

Im Dreißigjährigen Krieg waren es die Schweden, die das Dorf heimsuchten – plündernd und mordend. 1792 wurde eine Synagoge gebaut. Vier Jahre später, 1796, war Rimpar das Aufmarschgebiet der österreichischen und französischen Soldaten zur Schlacht vom Letzten Hieb in Würzburg. 1814 kommt Rimpar (mit Würzburg und weiteren Teilen Frankens) an Bayern.

Schlagzeilen in neuer Zeit machte Rimpar durch den tragischen Tod ihres Ehrenbürgers, Bischof Adolph Gregor Schmitt. Radio, Fernsehen und Print-Medien haben darüber ausführlich berichtet. Jetzt interessierten sich weite Kreise für das unterfränkische Dorf.

Adolph Gregor Schmitt wurde am 20. April 1905 in Rimpar geboren – als erstes von sechs Kindern – und zwar früh um 10 Uhr. Als Hebamme fungierte eine Frau Zürrlein. Sein Vater Balthasar, Maurer und Landwirt, kehrte aus dem Ersten Weltkrieg nicht mehr zurück. Er fiel am 12. August 1916. Seine Mutter Sabine, geborene Heller, heiratete wieder, abermals einen Maurer, übrigens den Bruder ihres ersten Mannes: Ludwig Schmitt, mit dem sie noch mehrere Jahrzehnte zusammenlebte. Auf den Jungen Adolph Gregor folgten vier Buben (Peter Franz, Josef Anton, Emil Kaspar, Richard) und ein Mädchen (Sabina); Josef Anton und Sabina starben im Baby-Alter; Emil Kaspar fiel am 25. Dezember 1943 in Russland; Richard wurde für vermisst erklärt – während des 2. Weltkrieges – im Osten.

Getauft wurde Adolph Gregor am 23. April 1905 von Pfarrer Georg Martin Hettiger nachmittags um 14.00 Uhr in der Pfarrkirche zu Rimpar. Taufpate war Gregor Schmitt.

Erstkommunion empfing Adolph Gregor im April 1916 in der Pfarrkirche zu Rimpar – unter Pfarrer Andreas Fischer; die Firmung folgte im gleichen Jahr zu Würzburg, erteilt von Bischof Ferdinand von Schlör.<sup>22</sup>

Rimpar galt damals – vor und nach dem Ersten Weltkrieg – als besonders "rot". Die Mehrzahl seiner Bewohner standen politisch eher links; sie sympathisierten mit den Sozialdemokraten und Kommunisten. Das war weithin bekannt im fränkischen Umfeld.

Dass der junge Adolph Gregor die höhere Schule besuchen durfte, war damals und in diesem Arbeiter-Milieu eher die Ausnahme. Den meisten Eltern fehlte das Geld, um das Studium zu finanzieren.

So war es wohl auch der Ortsgeistliche von Rimpar, Pfarrer Josef Heeger, der die Eltern darauf aufmerksam machte, den Jungen aufs Gymnasium zu schicken. Heeger und sein Nachfolger Franz Bötsch dürfen mit Fug und Recht als die eigentlichen "Initiatoren für viele Priester- und Ordensberufe" in Rimpar angesehen werden. Sie arbeiteten mit den Müttern eng zusammen; sie warben in Predigten und privaten Gesprächen um Aufgeschlossenheit und Verständnis für heranwachsende "Arbeiter im Reiche Gottes". So kam es, dass Rimpar, einst als "rote Hochburg" verschrien, bald zum "geistlichen Mistbeet" der Diözese Würzburg wurde. "Einundzwanzig Söhne aus Rimpar, zwei aus Maidbronn und

einer aus Gramschatz traten in den letzten fünfzig Jahren an den Opferaltar der Pfarrgemeinde", heißt es in der Jubiläumsausgabe "Das ist Rimpar", herausgegeben von Christian Will und Werner Siegler im Jahr 1978. Schmitt war nicht der erste; das war Pater Laurentius Schleissinger CMM; aber er hatte noch gegen arge Widerstände anzukämpfen. Als Pfarrer Heeger den Buben im Kilianeum (bischöfliches Knabenseminar zu Würzburg) anmelden wollte – es war 1918 – erhielt er eine glatte Abfuhr von Seiten des Seminar-Regens; der fragte spöttisch: "Kann denn aus Rimpar etwas Gutes kommen?"

Jetzt probierte es der Ortspfarrer bei den Mariannahiller Missionaren in Lohr am Main, die im dortigen Spessart-Städtchen ein Internat führten – mit Besuch des staatlichen Gymnasiums. Der Junge aus dem "roten Rimpar" wurde aufgenommen. Er strafte bald jene hämischen Bemerkungen Lügen, die ihm zuvor im Kilianeum zu Ohren gekommen waren. Schmitt absolvierte eine Klasse nach der anderen – bis zum Abitur im Jahr 1926.

## Vor-Kriegsjahre und Hitlerregime

Dann schloss er sich den Mariannahillern an. Zusammen mit drei Klassenkameraden begann er das Noviziat in Sankt Paul bei Arcen/Niederlande. Die Ordensprofess legte er am 1. Mai 1927 ab. Sofort danach begann er mit dem Universitätsstudium in Würzburg (Philosophie und Theologie), wohnhaft zunächst noch in der Niederlassung der Mariannahiller am Pleicher/Röntgenring, später ab 1928, im neu erbauten Piusseminar am Mönchberg. In diese Zeit fällt auch sein reges Interesse an der fränkischen Marienverehrung – auf dem Käppele zu Würzburg, in Dettelbach, Mariabuchen und anderen Marien-Wallfahrtsstätten. Von Mitstudenten wird er als ernst geschildert, mit einem "touch Melancholie". Immer wieder stellte er sich und anderen die Frage: "Wie kann ich sicher sein, was Gottes Wille ist – auf mich bezogen?" Was damals nur vage und schemenhaft anklang, sollte ihn ein Leben lang begleiten: Ein Hauch von Schwermut, verbunden mit der lebenslänglich sich selbst gestellten Frage "Wer bin ich denn? Gäbe es nicht Andere, Würdigere für das Amt des Bischofs?" Aber noch waren es sporadische "Anmutungen" eines melancholisch veranlagten jungen Mannes. Als die Lebens-Entscheidung anstand, war alles klar: Schmitt empfing am 19. März 1931 die Priesterweihe in der Mariannahiller Kirche zu Würzburg durch Bischof Matthias Ehrenfried – als "Simplexpriester". Nach dem fünften theologischen Studienjahr wurde er in die Rhodesien-Mission entsandt. Er wurde Kaplan bei Pater Alfons Streit, dem späteren Bischof von Mariannahill in Natal/Südafrika – und zwar an der Pfarrkirche von Bulawayo. Diese zweitgrößte Stadt des Landes – heute über eine Million Einwohner – war damals noch ein kleines verstaubtes Provinznest mit vielleicht 15 000 bis 20 000 Bürgern. Das war 1932. Die Mariannahiller hatten gerade zwei Jahre hier gewirkt; zuvor waren sie in Manicaland, dem Nordosten des Landes. Bulawayo haben sie erst 1930 von englischen Jesuiten übernommen. Es war also noch vieles neu und ungewohnt

– auch für jene Mitbrüder, die vor Schmitt dort angekommen waren. Vieles war noch provisorisch. Die Missionare mussten mit einfachsten und ärmlichsten Mitteln zurecht kommen. Schmitt war zwar vor allem Seelsorger der weißen Gemeinde, mehrheitlich irische und englische Katholiken. Aber gelegentlich musste er auch auf den zwei, drei Missionsstationen (mehr gab es damals noch nicht) aushelfen, zum Beispiel in Empaneni oder Embakwe. Dann war er mit einem leichten Motorrad unterwegs. Diese Fahrten – auf miserablen Buschstraßen – machten ihm auch gesundheitlich zu schaffen. Schmitt erkrankte an Malaria – und hatte zeitweise Nieren-Probleme.

Wahrscheinlich war dies mit ein Grund, warum er 1936 wieder nach Deutschland zurückgerufen wurde. Man brauchte den jungen Pater wohl auch für die Ausbildung und Betreuung der Kleriker und der Jungen im Kleinen Seminar. Im Klerikat in Würzburg sowie im Aloysianum zu Lohr am Main warteten neue Aufgaben auf den frischgebackenen Afrika-Missionar. Es war während des Dritten Reiches. Kein Wunder, dass es zu Scherereien mit den Nazi-Beamten kam. Schmitt kam auf die berüchtigte "Schwarze Liste". Parteifunktionäre beschwerten sich, weil die Mariannahiller Kirche in Würzburg bei besonderen staatlichen Feiern keine Flagge zeigte. Gemeint war die Hakenkreuzfahne. Weil Schmitt während der Abwesenheit des Rektors Pater Willehad Krause, der Pater Generalsuperior Reginald Weinmann auf einer Visitationsreise nach Afrika begleitete, die Leitung des Piusseminars hatte, wurde er von dem "Vorfall" informiert und zur Rechenschaft gezogen. Schmitt hatte die "Beflaggung" des Kirchturms Bruder Heribert Landwehr überlassen, der damals Hausmeisterdienste im Klerikat versah. Dieser konnte sich bei der Gestapo gewissermaßen "freireden": Er habe infolge einer Kopfverletzung aus dem 1. Weltkrieg ein schwaches Gedächtnis und sei sehr vergesslich. Es könne schon sein, dass er – Bruder Heribert – die Weisung des amtierenden Rektors (Pater Schmitt) überhört habe.

Die Nazibeamten bezweifelten zwar diese Deutung, ließen es aber am Ende doch dabei bewenden. Pater Schmitt und Bruder Heribert sind noch einmal glimpflich davon gekommen. Es hätte ihnen U-Haft oder gar die Einlieferung ins KZ bringen können! (Vgl. H. Wendl, Die Anfänge der Mariannahiller Missionskongregation in Europa von 1882–1945, Dissertation, Würzburg 1998) Schmitt "entkam" den Häschern Hitlers – vielleicht auch deswegen, weil er 1938 in die USA entsandt wurde. Ein anderer, Pater Engelmar Unzeitig, den Schmitt übrigens im Januar 1938 für die Ewige Profess vorschlug und aus diesem Anlass eine Art Führungszeugnis schrieb ("gewissenhaft, sehr fleißig und strebsam, vielleicht etwas zu ängstlich; verspricht ein recht brauchbares Mitglied unserer Kongregation zu werden"), wurde 1941 verhaftet und nach sechs Gefängnis-Wochen zu Linz/Donau ins KZ Dachau überstellt, wo er am zweiten März 1945 starb. (Vgl. A. Balling, Eine Spur der Liebe hinterlassen, Würzburg, 1984)

Aber kehren wir zurück in das Jahr 1937. In die Sommermonate. Dr. Goebbels hatte gerade wieder eine seiner berüchtigten Schmähreden gegen den katholischen Klerus über den Rundfunk verbreitet. Noch hallten die Lande von

antiklerikaler Wut und Hetze. Da war Pater Schmitt unterwegs nach Leitmeritz (heute: Letimerice, in Tschechien) – und zwar zur Bischofsweihe des neu-ernannten Apostolischen Vikars von Bulawayo: Ignatius Arnoz CMM. Sein Reisegepäck: ein Bischofsstab. Kein Wunder, dass die Zöllner Schwierigkeiten machten; sie forderten Pfandgeld. Aber woher sollte Pater Schmitt das Geld bekommen? Er kannte niemanden weit und breit. Nie zuvor war er bis zur tschechischen Grenze gekommen. Da erklärte sich buchstäblich in letzter Minute ein Priester bereit, das Geld vorzustrecken.

Pater Schmitt, der inzwischen mehrere Fahrmöglichkeiten verpasst hatte, nahm den nächsten Personenzug. Am Abend vor der Konsekration traf er schließlich in Leitmeritz ein – mit dem Bischofsstab, den er – 15 Jahre später – selbst einmal tragen sollte! Nach der Bischofsweihe von Ignatius Arnoz – und wieder zurück im Frankenland – ging Pater Schmitt seiner gewohnten Arbeit nach, aber nicht mehr lange. Wie gesagt, die braunen Machthaber führten ihn längst auf ihrer "Schwarzen Liste". Als die Generalleitung der Marianhiller beschloss, in den USA ein Missionsseminar zu eröffnen, wurde Pater Schmitt damit beauftragt – zusammen mit mehreren Mitbrüdern seiner Gemeinschaft.

Ehe er amerikanischen Boden betreten konnte, mussten jedoch in Deutschland die Ausreise-Papiere besorgt werden. Dabei wurde abermals die antiklerikale Haltung der Nazi-Beamten deutlich. Schmitt hat diese Episode oft erzählt – schmunzelnd, Humor in den Augen. Die Szene, die er sehr anschaulich beschrieb, soll sich nach seinen Angaben in einem Stuttgarter Büro zugetragen haben:

"Name bitte!" – "Ich heiße Adolph ..." – Der Beamte stutzte. Ausgerechnet dieser "Pfaff", mag er gedacht haben, trägt den Namen des großen Führers! – "Geboren?" – Schmitt antwortete wahrheitsgemäß: "Am 20. April 19..." – Jetzt brüllte der Beamte: "Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen, Sie Saupfaff!" – Er rang nach Luft. Doch Pater Schmitt erwiderte augenzwinkernd: "Entschuldigen Sie bitte, aber ich bin wirklich am 20. April geboren. Und es ist nicht meine Schuld, dass Adolf Hitler am gleichen Tag Geburtstag hat ..."

Nun, am Ende ging alles gut. Der Pater erhielt die Ausreise-Papiere. Nach der Überfahrt im März 1938 wirkte Schmitt mit großem Eifer am Aufbau der neuen Marianhiller Provinz in Nordamerika mit, zunächst als Rektor des St. Bernard's Seminary in Sioux Fall/Dakota, später – nach dem Umzug des Seminars im Jahr 1943 – in Brighton/Michigan. Warum dieser Ortswechsel stattfand, wurde nie ganz geklärt. Wahrscheinlich hing es auch mit dem Kriegs-Geschehen zusammen: Schmitt und fast alle anderen Marianhiller waren Deutsche! Die ehemaligen Seminargebäude wurden noch während des Krieges zu einem Veteranen-Krankenhaus umfunktioniert. Möglicherweise – so ein Mitbruder Schmitts – hat auch dessen mitunter "explosives Temperament" die politisch ohnehin heikle Lage ungünstig beeinflusst.

Schmitt war – bei aller Schwermut, die ihn immer wieder überfiel – auch ein Draufgängertyp, wenn er glaubte, im Recht zu sein und für die Sache Gottes (oder seiner Ordensgemeinschaft) kämpfen zu müssen.

Im September 1947 wurde Pater Schmitt Provinzial. Es war weithin seinem Mut und seiner Unternehmungskraft zu verdanken, dass jetzt das Kleine Seminar in Dearborn Heights/Michigan geplant werden konnte; Kardinal E. Mooney von Detroit hatte großzügigerweise seine Zustimmung dazu erteilt. Damit stiegen die Aussichten der Mariannahiller, in den USA Wohltäter und Freunde zu mobilisieren, gewaltig; es mehrten sich auch die Chancen, Missionsberufe zu fördern und für den Einsatz in der Dritten Welt vorzubereiten. Doch dann kam die große Überraschung: Adolph Gregor Schmitt wurde am 23. Dezember 1950 von Papst Pius XII. zum Apostolischen Vikar von Bulawayo und Titularbischof von Nasi (Numidien/Nordafrika) ernannt. Unterzeichnet wurde die päpstliche Bulle von Eugen Kardinal Tisserant, dem Dekan des Heiligen Kollegiums. Darin heißt es – nach den wohl üblichen Ernennungsformeln: "Da nun das Vikariat Bulawayo in Südafrika (sic!) durch den Rücktritt Unseres ehrwürdigen Bruders Ignatius Arnoz, des Titularbischofs von Busiris, augenblicklich ohne Hirte ist und da Du, wie Uns berichtet worden ist, für dieses Amt vorzüglich geeignet bist, so erwählen Wir Dich für dieses Vikariat und setzen Dich als dessen Apostolischen Vikar ein ... Wir übertragen Dir die Sorge für dieses Vikariat, seine Leitung und die Verwaltung der geistigen wie auch zeitlichen Güter zusammen mit allen Rechten und Privilegien, Lasten und Pflichten, die mit diesem Hirtenamt verbunden sind."

Es folgt dann der Hinweis, Schmitt möge vor seiner Bischofskonsekration und vor der Übernahme des Vikariates "in die Hände eines katholischen Bischofs" – nach seiner Wahl – ein feierliches Glaubensbekenntnis ablegen und den "Eid der Treue zum Apostolischen Stuhl und gegen die Irrtümer der Modernisten" ablegen.

Die Ernennungsbulle schließt mit dem Satz: "Wir haben die Hoffnung und das feste Vertrauen, dass das Apostolische Vikariat Bulawayo mit gütiger Hilfe der göttlichen Gnade von Dir so geschickt geleitet wird, dass es von Tag zu Tag wachse an geistigen wie auch zeitlichen Gütern."

## **Einer, der nie Bischof werden wollte**

Die Ernennung zum Missionsbischof war für den eher schüchternen und gar nicht so selbstbewussten Ordensmann wie ein ungeschützter Keulenschlag: "Warum ausgerechnet ich?" war seine immer wieder gestellte Frage. "Gab es nicht Andere, Fähigere?" – Und warum ausgerechnet jetzt, wo er sich in den USA ganz gut zurechtgefunden hatte!?

Die Fragen blieben offen – die Fragen Schmitts nach seiner Eignung. Er litt darunter sein Leben lang – auch noch nach Jahren erfolgreicher Arbeit im neuen Amt. Im Gehorsam – so ließ man ihn damals, 1950, wissen, müsse er annehmen. So geschah es. Am 2. April 1951 wurde er von Kardinal Mooney im Dom zu Detroit zum Bischof geweiht. Sein Wahlspruch lautete: "Ut sint unum!" (Damit sie eins seien)

Als sozusagen guten Rat hatte ihm der Kardinal zwei Worte mit auf den Weg gegeben: Als Erstes, wenn er in Bulawayo ankomme, solle er sich einen erfahrenen Kanonisten (Kirchenrechtler) ins Büro holen; als Zweites möge er sich Golfschläger anschaffen – zum Ausgleich für die Büroarbeiten! Bischof Schmitt mag geschmunzelt haben, wohl wissend, dass beide Ratschläge dort, wo er künftig wirken sollte, kaum durchzuführen wären.

Zunächst flog er nach Deutschland. Am 17. April bestieg er in Detroit das Flugzeug – Richtung Heimat. Hier kam es in den folgenden Wochen nicht nur zu glanzvollen Empfängen (etwa in Rimpar, am Pfingsttag 1951), sondern es folgten auch die ersten bischöflichen Weihehandlungen. Am 19. Mai weihte Schmitt in der Herz-Jesu-Kirche zu Würzburg vier Mariannahiller zu Priestern, zwei von ihnen aus Rimpar (Burkard und Arno Zürrlein), einer aus Würzburg (Dietmar Seubert) und einer aus Schlesien (Engelmar Dylong) – ferner sieben Subdiakone. Es waren überaus frohe und zukunftssträchtige Ereignisse. Bei einer Feierstunde in Rimpar konnte sogar Bischof Adalbero Fleischer von Mariannahill/Südafrika anwesend sein, für Schmitt eine besondere Freude.

Mit der Ankunft in Bulawayo am 2. Juni 1951 schloss sich abermals ein Kreis. Schmitt war wieder dort, wo er fast 20 Jahre vorher seine ersten missionarischen Schritte gemacht hatte. Unter den Mitbrüdern und Gläubigen, die auf dem Flughafen auf ihn warteten, befanden sich auch zwei Kursgenossen – die Patres Michael Frey und Lukas Lehmann; sie waren eigens aus Natal gekommen.

Der Missionssprengel Bulawayo umfasste damals nicht nur Matabeleland, sondern auch Nord- und Mittel-Botswana sowie die heutige Diözese Hwange (damals: Wankie). Erst 1953 wurde letztere selbständig – unter einem Apostolischen Vikar. Am 1. Januar 1955 erfolgt die Ernennung Schmitts zum (ersten) Bischof von Bulawayo – mit der Errichtung der Hierarchie in Rhodesien/Simbabwe.

In den fast 25 Jahren seiner Tätigkeit als Oberhirte von Bulawayo wurde viel geleistet, auch bautechnisch und organisatorisch. Zahlreiche moderne Gotteshäuser wurden errichtet, ebenso Missions-Hospitäler, Schulen und Kindergärten. Mehrere Haupt- und Außenstationen wurden neu begonnen (zum Beispiel Magama, Minda, Ekusileni, St. Luke's, St. Paul's), andere wurden erweitert und ausgebaut (Empandeni, Embakwe, Brunapeg, Semokwe, Fatima). Bislang unerschlossene Regionen wurden pastoral-missionarisch erfasst. Um den einheimischen Ordens-Nachwuchs zu fördern, gründete Bischof Schmitt 1956 eine Diözesan-Kongregation für afrikanische Ordensschwwestern: Dienerinnen Mariens von Regina Mundi. 1958 durfte er den ersten Schwarzen aus dem Stamm der Amandebele, Father Bernard Ndlovu, zum Priester weihen. Wenige Jahre später den ersten einheimischen Priester von Botswana; der wurde 1981 selber Bischof – mit Sitz in Gaborone, doch zu der Zeit, 1981, war Schmitt schon fünf Jahre tot ...

1959 wurde schließlich ein Großteil von Botswana, damals hieß es noch Betschuanaland, und bis jetzt Teil der Diözese Bulawayo, eine selbständige Präfek-

tur. Und dann kam das 2. Vatikanische Konzil in Rom, woran Schmitt regelmäßig teilnahm.

Um die äußeren Leistungen und das mehr Organisatorische seiner Amtszeit abzuschließen, sei erwähnt, dass der wohl auffälligste Fortschritt in der Bannmeile von Groß-Bulawayo (damals zirka 500 000 EW, heute über eine Million) in den 60-er und 70-er Jahren zu verzeichnen war. Über ein Dutzend neuer Pfarreien entstanden, vor allem in den rasend wachsenden Afrikaner-Vierteln. Schon allein die finanzielle Bewältigung dieser Pastoral-Projekte war eine gigantische Aufgabe; hinzu kam die stete Sorge um Ordens- und Diözesanpriester, um Ordensbrüder und Schwestern. Und all das bei äußerst schwacher Gesundheit. Davon wird später noch die Rede sein in einem mehr allgemeineren Überblick seines Wirkens – aufgezeichnet und festgehalten in Briefen und ganz persönlichen Äußerungen.

1966 gründete Schmitt ein kleines Seminar für das Bistum Bulawayo. In den USA, wo er 1971 erstmals wieder weilte, bettelte er die dafür nötigen Gelder – und in Deutschland, wo er inzwischen zahlreiche Wohltäter und Freunde hatte. Doch dann zwang ihn seine strapazierte Gesundheit zum Rücktritt; 1972 gab er in Rom seine Resignation bekannt; sie wurde zwar berücksichtigt, aber man bat ihn an der Kurie, vorerst das Amt weiter zu führen, bis ein Nachfolger ernannt sei. Erst 1974 wurde er von seinen Pflichten entbunden – nachdem mehrere schwere Operationen vorausgegangen waren. Aber auch jetzt wollte er weiterhin als Missionar wirken; er erklärte sich bereit, in Regina Mundi Spiritual für die von ihm selber gegründete Schwesterngemeinschaft zu machen. 1976 im Mai traf er in Salisbury (heute: Harare) seinen fränkischen Landsmann Julius Kardinal Döpfner, nur wenige Wochen vor Döpfners plötzlichem Tod. Niemand, auch Schmitt nicht, hätte damals auch nur im Traum daran gedacht, dass er binnen weniger Monate ebenso plötzlich, und auf sehr grausame Weise, sterben müsste.

## **Väterlich, verständnisvoll und hilfsbereit**

Mit Blick auf die "innere Entwicklung" seiner Diözese, vor allem auf die "Reifung" des Bischofs selber, fällt mir eine Episode ein, die Schmitt gerne erzählte, wenn er auf Papst Johannes XXIII. zu sprechen kam. Während seines Adlimina-Besuches in Rom zeigte sich der Heilige Vater sehr aufgeschlossen und interessiert. Gegen Ende der Privataudienz flüsterte Johannes dem Missionsbischof ins Ohr: "Wir beide, Sie und ich, haben eine schwere Bürde zu tragen. Beten wir füreinander!" Wir kennen keine Details dieses Gesprächs, aber alle, die den Marianhillerbischof persönlich kannten, wissen: Schmitt litt sehr unter der Bürde seines Amtes. Und wenn er – meist bei privaten Anlässen oder in persönlichen Briefen – darauf zu sprechen kam, dann spürte man unwillkürlich seine Ehrlichkeit und seine Bescheidenheit. Schmitt machte nie von sich Aufhebens; er nahm sich eher zweimal zurück, als einmal zu weit nach vorne zu preschen.



Aber, wenn angesprochen und gefordert, konnte er sehr deutlich und pointiert auf die Anliegen und Sorgen anderer eingehen; dann war von Schüchternheit oder Unsicherheit keine Spur mehr zu sehen.

Dazu ein konkretes Beispiel. Als ich Schmitt im Sommer 1958 brieflich anging – ich hatte Ende Juli die Priesterweihe empfangen und war für die Rhodesien-Mission bestimmt – und um Ratschläge bat, was ich bei der Ausreise besonders beachten müsste, beziehungsweise was ich als künftiger Mitarbeiter seines Missionssprengels schon jetzt wissen sollte, teilte er mir in einem handgeschriebenen Brief vom 6. August 1958 mit: "Sie wollen Instruktionen haben über Missions-Ausrüstung und Fahrt etc. Das Wesentliche ist Missionsbegeisterung – tief religiös und übernatürlich unterbaut. Ohne dieses Fundament ist keine gediegene Missionsarbeit möglich."

Dann folgten ein paar praktische Tipps: "Ich rate Ihnen, Ihre Reise per Schiff zu machen – über die Ost- oder Westküste Afrikas, wie Sie eben gerade eine günstige Schiffspassage bekommen können. Außer Ihrer gewohnten Aussteuer brauchen Sie keine besondere Ausrüstung. Wenn Sie etwas Geld sammeln können für Ihre Ausreisekosten, so tut das meiner armen Missionskasse gut. – Vielleicht haben Sie auch Gelegenheit, gut erhaltene liturgische Gefäße und Gewänder zu bekommen – wie Ziborium, Monstranz, Rauchfass, Kerzenleuchter, Albe, Messgewand etc. Diese Sachen, hier nur schwer zu erhalten und kostspielig, sind äußerst willkommen."

Der knappe, aber – die Vorstellungen des Bischofs betreffend – sehr prägnante Brief schloss mit "recht freundlichen Grüßen – auch an Pater Alois (Kraus) und Ihre lieben Angehörigen". Adressiert war er an meine Heimatadresse Gaurettersheim, wo ich gerade meinen Primizurlaub verbringen durfte.

Beim Durchblättern weiterer Briefe, die Schmitt zwischen 1959 und 1975 an mich persönlich geschrieben hat, fällt mir immer wieder seine gute und gut lesbare Handschrift auf. Und sein ehrliches Engagement für den Andern. Er bedankt sich für kleine Handreichungen, erkundigt sich nach dem Missionspersonal – auch nach Laienhelfern, bittet um die Beantwortung eines umfangreichen Fragebogens, den er – als Bischof – für die Kurie in Rom auszufüllen hat und gibt – auch zwischen den Zeilen – immer wieder zu, wie sehr er auf die Mithilfe aller angewiesen ist und wie schwer es ihm falle, die Verantwortung für das Bistum letztlich allein tragen zu müssen. Dass ich ihm beim Erstellen diverser Misereor-Anträge geholfen habe bzw. beim Vermitteln von Stipendien für afrikanische Studenten in Übersee – dafür bedankte er sich immer wieder.

Als ich kurz vor meiner Rückreise nach Deutschland – ich habe Anfang April 1965 Rhodesien verlassen, zurückgerufen von meinen Ordensobern – mit Schmitt ins Gespräch kam, war er wie ein väterlicher Freund. Er bedauerte mein Gehen, wie er wiederholt, auch schriftlich, beim General der Mariannahiller versucht hatte, meine Rückversetzung in die deutsche Provinz rückgängig zu machen. Ja, er ließ mich sogar wissen, falls ich – gegen den Willen der Obern – mich für Bulawayo entschiede (er hat mich dazu nicht ermuntert, wohl Sympa-

thie gezeigt!), so würde er mich selbstverständlich sofort in die Diözese inkardinieren. Weiter konnte und durfte er nicht gehen – bei aller Sorge um sein Bistum und der gleichzeitigen Loyalität gegenüber der Gemeinschaft der Mariannhiller.

Auf meinem Weg zurück nach Deutschland machte ich mehrere Wochen Station in Südafrika. Von Durban aus wollte ich das Schiff besteigen, das mich – entlang der Ostküste Afrikas – bis nach Neapel bringen sollte. Schon gleich in den ersten Tagen in Mariannhill/Natal erreichte mich ein Brief Schmitts, datiert auf den 7. April 1965. Er bedankte sich ausdrücklich "for all the good work you have accomplished during your short stay in the Diocese of Bulawayo" und wünschte mir Gottes Segen für meine künftige Arbeit. Gleichzeitig erwähnte er ein paar Personal-Probleme mit afrikanischen Priestern und ging kurz auf meinen im Februar/März 1965 stattgefundenen Besuch im Verbannungslager Gonakudzingwa ein, wo ich Joshua Nkomo und mehrere hundert andere schwarze Politiker heimlich und ohne Wissen des Bischofs besucht hatte. Ich wollte ihm keine politischen Schwierigkeiten bereiten; denn die damals noch amtierende weiße Regierung des Ian Smith tolerierte keine, auch keine pastoralen, Besuche im Lager. Schmitt zeigte großes Verständnis für mein Handeln; er wolle – so schrieb er in seinem Brief – meine Vorschläge berücksichtigen, mahnte aber in diesem Zusammenhang zu Vorsicht. Dass ich es riskiert hatte – gegen den Willen der Machthaber – die Katholiken im Verbannungslager zu besuchen, rechnete auch Schmitt mir hoch an. Er war vorsichtig, aber nie ängstlich, wenn es um Grundsätzliches ging.

Als auf dem Generalkapitel der Mariannhiller im Jahr 1973 beschlossen wurde, im Hinblick auf die Hundertjahrfeier von Mariannhill/Südafrika (1882–1982) schon ein paar Jahre vorher einen Sammelband über das Wirken der Gemeinschaft herauszubringen, wurde angeregt, prominente Mariannhiller nach ihren Erinnerungen zu fragen. Bischof Schmitt war einer von ihnen. Er lehnte ab, nicht, weil er kein Interesse daran hatte, sondern einfach und schlicht, weil er sich dazu nicht fähig fühlte: "Die Schwierigkeit ist, dass dieser Missionsbischof A. G. Schmitt keine Memoiren irgendwelcher Art schreiben kann – einfach weil er dafür absolut kein Talent besitzt und nie besessen hat. Sie werden mir das nicht abnehmen, aber das ändert nichts an der wohl beschämenden Tatsache dieses meines Unvermögens, woran ich seit meiner Gymnasialzeit oft recht empfindlich gelitten habe und noch immer leide. So tut es mir ehrlich leid, dass ich Sie enttäuschen muss. Glauben Sie es mir, ich komme über Ansätze nie hinaus." (In einem handgeschriebenen Brief an Pater Hildemar Warning, damals Generalrat der Mariannhiller in Rom.) Daran geheftet – diesmal in englischer Sprache – ein paar Worte an mich, ebenfalls vom 28. August 1975: "... Mein Brief an Pater Hildemar – meine Memoiren betreffend – sagt alles, was dazu zu sagen ist; ich muss mich nicht weiter darüber auslassen, nur vielleicht dies, dass meine Absage nicht als eine faule Ausrede meinerseits interpretiert werden darf. Die Wahrheit ist, dass ich ganz schön unter dieser Unfähigkeit leide."

Ehrlicher kann kaum ein Mensch zu seinen eigenen Unzulänglichkeiten stehen. Ein erneuter Beweis für die Bescheidenheit Schmitts – und sein lebenslanges "Kreuz".

Umso mehr erstaunt seine große Aufgeschlossenheit und sein persönliches Engagement, wenn es darum ging, anderen zu helfen oder sie zu beraten. Dann scheute er auch nicht vor schriftlichen Äußerungen zurück. Geradezu ein Paradebeispiel dafür ist ein Brief Schmitts an Dr. Hanna Decker vom 7. März 1975. Die Missionsärztin leitete damals das St. Paul's Hospital in der Diözese Bulawayo. (Über ihren späteren Tod – auch sie wurde ermordet, zusammen mit einer Mariannahiller Missionarin – berichten wir in einem eigenen Kapitel dieses Buches.)

Decker hatte wohl in ihrem Schreiben an den Bischof den französischen Jesuiten Pater Teilhard de Chardin zitiert. Darauf geht Schmitt in seinem Antwortbrief ein: Er widerspreche keineswegs der Evolutions-Theorie – auf den Menschen bezogen. Nur müsse man vorsichtig sein, um Chardins Aussagen nicht pantheistisch beziehungsweise monotheistisch zu missdeuten. Auch die russischen Kommunisten würden den französischen Theologen zitieren im Hinblick auf ihre materialistische Ideologie. Für sie – die Kommunisten – gebe es nur Materie; und wenn Geist, dann allenfalls als Produkt der Materie.

Chardin – so fuhr Schmitt fort – mache keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Ebenen des Seins; für ihn sei die Erde das Zentrum der Evolution. Ohne Zweifel, es gebe eine Bio-Sphäre, eine Noos-Sphäre und eine Christo-Sphäre, aber nicht notwendigerweise entwickle sich die eine aus der anderen.

Bis hierher war Schmitts Brief in englischer Sprache gehalten; jetzt fuhr er in Deutsch weiter: "Die evolutionäre Weltanschauung ist nicht einfach kontinuierlich; sie kennt kritische Punkte – wie das Auftreten der Zelle oder des Lebens aus dem Anorganischen, das Auftreten, besser das Auftauchen des Menschen aus der Biogenese und schließlich das Auftreten von Christus (Omega bei Chardin). Somit ist der Mensch also nicht nur das Ergebnis der Evolution aus dem Lebenden, sondern er ist zumindest durch einen kritischen Punkt hindurchgegangen, der auf die schöpferische Tätigkeit Gottes hinweist." (Der Originalbrief befindet sich – wie alle hier zitierten Briefe Schmitts – im Archiv der Mariannahiller in Rom.)

Wer hätte diese profunde Deutung Chardins Schmitt zugetraut – zudem noch schriftlich?

## **"Wir dürfen uns unseres Glaubens nicht schämen"**

Wieder anders zeigte sich Schmitts Engagement bei seinen Predigten; wenige sind uns erhalten. Eine – eine der wenigen in deutscher Sprache und wohl die letzte "Missions- und Marienpredigt", die er überhaupt gehalten hat – wurde von Pfarrer Hans Döll (ein gebürtiger Rimplarer) in seiner Dorfkirche zu Collenberg/Fechenbach, Diözese Würzburg am 29. August 1976 aufgenommen.

Es war Schmitts Festpredigt zum Orts/Kirchenpatrozinium am Herz-Mariä-Fest. Im Folgenden längere Auszüge:

"Ich freue mich, dass ich mit euch dieses Marienfest feiern darf. Es ist ein frommer und schöner Brauch, die Gottesmutter zu ehren. Ihr wollen wir treu bleiben. Denn wo immer die Mutter unseres Herrn geehrt wird, da steht es gut mit unserem katholischen Glauben. Maria und Christus gehören zusammen. Durch ihr jungfräuliches Ja ist Christus Mensch geworden. In Christus wurde sie unsere Mutter, wurde sie Mutter der Kirche und Königin der Apostel und Missionare. Unter ihrem besonderen Schutz sind die Missionare hinausgezogen in alle Welt, um Christus zu verkünden.

Auch ich gehöre einer Missionskongregation an, die der Mutter Gottes in besonderer Weise geweiht ist: Mariannahill. Unser erstes Kloster in Südafrika wurde von Abt Franz Pfanner auf einem Hügel gegründet; diesen hat er Maria und ihrer Mutter Anna geweiht, woraus der Name Mary-Ann-Hill (Mariannahill) wurde.

Ich selber komme aus Rhodesien, wo ich über dreißig Jahre arbeiten durfte, davon dreiundzwanzig Jahre als Bischof von Bulawayo. Die ersten Missionare kamen bereits im 16. Jahrhundert in dieses Gebiet – angeführt von dem wagemutigen Portugiesen Goncalo da Silveira. Das war 1560. Ein Jahr später wurde der Jesuitenpater Opfer hinterlistiger Intrigen. König Monomotapa ließ ihn ermorden. Doch sein Opfertod war nicht umsonst. 1879 kamen wieder Jesuiten in dieses Gebiet – und bald setzte eine breite missionarische Tätigkeit ein, woran sich auch die Mönche von Marianhill beteiligten. Weitere Missionare kamen später dazu ...

Unsere eigentliche Aufgabe ist es, eine einheimische Kirche aufzubauen, einen einheimischen Klerus heranzubilden, damit die afrikanische Kirche möglichst bald auf eigenen Füßen stehen kann ... – Erst vor wenigen Wochen wurde der erste schwarze Bischof, als Erzbischof der Hauptstadt Salisbury, installiert. Darauf zielt unsere Arbeit: Eines Tages sollen wir durch einheimische Kleriker und durch einheimische Bischöfe ersetzt werden.

Nun – vielleicht denken einige von euch: Warum brauchen wir überhaupt noch Missionare? Ich sage: Mission war gestern, ist heute und wird auch morgen noch aktuell sein! Denn Mission ist, wie Papst Paul VI. uns vor kurzem erst gesagt hat, nicht unserem Belieben anheimgestellt; Mission gründet im Auftrag Christi. Christus will sie, die Not fordert sie, und die Kirche bejaht sie. – Als Christen müssen wir missionarisch denken und arbeiten. Wie oft war es schon so in der Kirche, dass gerade die einfachen Leute den Glauben bewahrt und an die nächste Generation weitergegeben haben! Das ist auch für Sie eine Aufgabe, die Sie ganz persönlich erfüllen müssen. Es freut mich, dass hier in dieser Pfarrei sich so viele Menschen einfinden, die sich diesem Glauben stellen ...

Die Kirche besteht weiter durch uns, den Treuen; die glauben. Das ist die Missionsaufgabe hier im Land ... Aber wir brauchen auch weiterhin dringend Missionare – und wir müssen um Berufe beten; denn die Arbeit ist groß und vielfältig, doch der Arbeiter sind wenige!

Beten Sie für die Mission, dass sich dort junge Menschen bereit finden, das kirchliche Amt der missionarischen Kirche weiterzuführen ...

Heute hören wir immer wieder Hilferufe aus der Dritten Welt; um Hilfe zur Entwicklung dieser Länder ... Ich wurde schon oft gefragt, ob denn die Misereorgelder auch bei den Missionaren ankommen? Glauben Sie mir: Diese Gaben kommen an. Sie waren und sind unseren Missionaren und den Gläubigen eine große Hilfe. Darum geben Sie bitte auch in Zukunft Ihre Opfergabe ... Mission ist unsere Aufgabe; sie wurde uns in der Taufe übertragen und in der Firmung ans Herz gelegt. Wir müssen katholisch denken und handeln, damit Christus durch uns verkündet wird ... Wir dürfen uns unseres Glaubens nicht schämen, auch dann nicht, wenn wir angefochten oder verlacht werden. Singen und beten wir voll Freude und mit ganzem Herzen: Ich glaube an Gott, den Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde. – Ich glaube an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, geboren aus Maria, der Jungfrau. – Ich glaube an den Heiligen Geist. – Ich glaube an die katholische Kirche. – Ich glaube an ein ewiges Leben. – Bleiben wir diesem unserem Glauben treu – treu bis in den Tod."

## **Rhodesien war ihm zur zweiten Heimat geworden**

Soweit uns bekannt ist, hat Bischof Schmitt keinen größeren, zusammenhängenden Artikel für die Presse geschrieben; und hat auch kein längeres Interview gegeben. Die Gründe haben wir schon gehört: seine Bescheidenheit, seine Scheu vor der Öffentlichkeit, sein (vermeintliches) Unvermögen, sich korrekt auszudrücken. Einmal machte er eine Ausnahme; es war im Sommer 1976. Pater Dr. Georg Lautenschlager CMM hat Schmitt für das Missionsmagazin "mariannahill" in Köln interviewt. Die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) in Bonn brachte einen längeren Vorabdruck in der KK vom 13. Juli 1976. Der volle Wortlaut erschien in "mmm" 11/76. Daraus zitieren wir einige kurze und längere Passagen; sie zeigen Schmitt abermals in einem neuen Licht: Ein Mann der Kirche; ein Mann des Glaubens; ein Mann der festen Überzeugung; ein Mann – ja auch – der Vorsehung. Schier meint man herauszuhören, er habe seinen eigenen gewaltsamen Tod vorausgeahnt! Äußerer Anlass für dieses ausgiebige Presse-Gespräch war übrigens das Silberjubiläum Schmitts als Bischof von Bulawayo.

Zur damaligen politischen wie kirchlichen Situation in Rhodesien meinte er: "Man kann mit Fug und Recht sagen, dass sich die weiße Regierung den guten Willen der schwarzen Bevölkerung verscherzt hat und zwar ohne Hoffnung auf Versöhnung und Verständigung mit friedlichen Mitteln. Die afrikanische Bevölkerung ist davon überzeugt, dass ihr keine andere Wahl bleibt als die Gewalt ... – Ohne eine sofortige friedliche Verständigung wird der Rassenkampf weitergehen. Nach meiner Auffassung müssen die Weißen als Vorbedingung für irgendeine Verhandlungsbasis erst einmal das Prinzip der Mehrheits-Regierung anerkennen."

Auf die Frage, wie es um die Kirche in Rhodesien bestellt sei im Falle eines von Afrikanern regierten Landes, antwortete Schmitt: "Ich habe mit führenden schwarzen Politikern aller Gruppen gesprochen. Sie schätzen die Haltung der (katholischen, d. Verf.) Bischöfe, die ja oft und oft für die Rechte der Afrikaner eingetreten sind ... Kein Missionar war bisher in echter Lebensgefahr. Die Afrikaner, auch die Freischärler, wissen, dass wir Bischöfe uns immer wieder gegen die weiße Regierung gestellt und ihre Rassenpolitik verurteilt haben. Das ist weltweit bekannt."

Nach den pastoralen Erfolgen in seiner Diözese gefragt, verwies Schmitt auf die zahlreichen Pfarreien und Missionsstationen, die während seiner 25-jährigen Amtszeit erstellt worden seien. Das religiöse Leben der Stadtgemeinden sei rege; großes Lob verdienten diesbezüglich die einheimischen Katecheten. Auch die Arbeit in den Missions-Hospitälern müsse hervorgehoben werden. "Die dort wirkenden Ärzte/innen und Krankenschwestern haben über Jahrzehnte sehr erfolg- und segensreich gewirkt."

Auf die Zukunft der Kirche in Rhodesien angesprochen, war der Bischof zuversichtlich: "Ganz gleich, was in Rhodesien geschehen wird, die Kirche wird weiter existieren. Selbst wenn die weißen Missionare, was ich nicht hoffe, ausgewiesen würden, wird das Leben der Kirche fortbestehen. Mag sein, dass es Schwierigkeiten geben wird, da manche Radikale unter den Afrikanern das Christliche mit dem Westlich-Europäischen gleichsetzen bzw. vermischen. Aber, allgemein gesprochen, scheint mir für die Zukunft wichtig zu sein, dass wir neue Ausbildungsstätten bekommen, weil in der Vergangenheit die Ausrichtung der Schulen zu akademisch war. Wir brauchen mehr praktische Handwerker-Schulen, die auf einfache Berufe vorbereiten. Das sagten wir (die rhodesischen Bischöfe) übrigens auch Kardinal Döpfner, als er im Mai dieses Jahres uns besuchte. Ohne finanzielle Hilfe von außen werden wir das nämlich nicht schaffen. Diese neuen Ausbildungsstätten werden umso wichtiger sein, je mehr Weiße das Land verlassen. Hier wird die Kirche subsidiär einspringen und helfen müssen ..."

Zum Thema "Probleme der jungen Kirchen" äußerte sich Schmitt so: "Dem afrikanischen Christentum fehlen noch die Wurzeln. Alte, man könnte auch sagen ‚heidnische‘ Bräuche bestehen noch fort ... Eine weitere Schwierigkeit ist die Tatsache, dass sich die weißen Rhodesier als Christen ausgeben, aber nicht immer christlich handeln. Schlimm ist auch, dass die Weißen den Schwarzen eine materialistische Lebenseinstellung vorleben. Die Afrikaner hatten vor der Ankunft der Europäer ein durchaus religiöses Weltbild. Dieses schwindet langsam, aber stetig dahin. Dafür tauchen neue ‚Ideale‘ auf: Gier nach Geld, Häusern, Autos, Luxus ..."

Worauf man ferner achten müsse: "Dass die Afrikaner nicht in einen billigen Nationalismus abschlittern!" – Ein anderes Problem seien die vielen Bantu-Sekten: "Sie haben christliches Gedankengut aufgegriffen, legen es aber nach ihrer Art aus und vermischen es mit altheidnischen Sitten und nationalem bzw.

Stammesdenken. Sie erschweren die Arbeit der großen christlichen Kirchen sehr. Diese Verhältnisse bedrängen und verwirren auch unsere afrikanischen Priester ... Sie glaubten, weil einheimisch, schnellere Erfolge erzielen zu können als die ausländischen Missionare. Nun müssen sie teilweise erkennen, dass dies überhaupt nicht der Fall ist ... – Ferner wird die Pastoral-Arbeit in den größeren Städten noch durch das ‚Sprachenbabel‘ erschwert ... Wir haben zum Beispiel in Bulawayo Gotteshäuser, in denen bei der Messfeier bis zu vier Bantusprachen benützt werden. Das ist für die Missionare keine leichte Sache!" Auf die letzte Frage des Interviewers, warum er nach seiner Abdankung als Bischof nicht nach Deutschland zurückgekehrt, sondern in Rhodesien geblieben sei, sagte Schmitt Sätze, die – jetzt und im Nachhinein – wie ein Vermächtnis klingen: "Ich bin geblieben, weil ich den Eindruck hatte, dass man mich hier noch haben will; dass man mich braucht und dass ich auch noch etwas arbeiten kann, sofern es meine Gesundheit erlaubt. Ich bin auch deshalb geblieben, um meinen Mitbrüdern zu zeigen, dass ich nicht einfach weggehe, weil nun ein neuer Bischof – übrigens ein Schweizer Mariannahiller – gekommen ist und ich meine Aufgabe beendet habe. Es besteht nach wie vor großer Priestermangel in Rhodesien – und ich will da aushelfen, so gut und so lange ich noch kann. Auf den Bischofs-Konferenzen haben wir die (weiße) Regierung häufig und vehement kritisiert – mit Recht. Und ich will jetzt nicht den Eindruck erwecken, dass ich nun das Land verlasse, da sich die Schwierigkeiten mehren. Ich werde in Rhodesien bleiben, solange ich bleiben darf, denn es ist praktisch meine zweite Heimat geworden."

## **Wo der Bischof seine Seele freilegte**

**Seine Briefe sind Zeugnisse von Schwermut und Sehnsucht,  
vor allem einer großen Persönlichkeit**

### **Zeichen der Freundschaft und des Vertrauens**

Als Adolph Gregor Schmitt Bischof von Bulawayo wurde – wir erinnern uns: er wurde im April 1951 in Detroit /USA konsekriert und erreichte Anfang Juni desselben Jahres seine Bischofsstadt – hatte er 15 Jahre lang keinen afrikanischen Boden mehr betreten; er war ja, offensichtlich krankheitshalber, 1936 nach Deutschland zurückgerufen worden.

Wohl kannte er noch eine Reihe von Mitbrüdern aus jener Zeit, Patres und Brüder, die nach wie vor in diesem Missionssprengel wirkten; Mariannahiller Missionare ohne Ausnahme. Auch viele der Ordensfrauen waren schon vor dem 2. Weltkrieg in Rhodesien tätig gewesen; aber der Kontakt zwischen den Mit-

gliedern der verschiedenen Ordensgemeinschaften war doch eher spärlich. Also muss sich Schmitt nun, 1951, schier wie ein Fremdling vorgekommen sein, vor allem im Hinblick auf seine kommenden Aufgaben als Oberhirte dieser riesigen Region. Von seinem Vorgänger konnte er nicht eingeführt werden; der – Msgr. Ignatius Arnoz CMM – war zuvor an Gehirnmalaria gestorben, sodass eine "normale Übergabe" des Bischofsamtes nicht möglich war.

Während die meisten Patres und Brüder auf den Missionsstationen im Hinterland lebten und wirkten, blieben für Bulawayo nur wenige Mitbrüder übrig, unter ihnen der joviale Oberbayer Pater Josef Kammerlechner sowie der aus Rimpar stammende Pater Andreas Bausenwein, übrigens ein Cousin Schmitts. Bausenwein war Generalvikar; ohne seine Dienste und Ratschläge und praktischen Hilfen wäre der 46-jährige Bischof in den Anfangsjahren wohl kaum zu recht gekommen. Bausenwein war seine Stütze – die täglich anfallenden pastoralen Probleme und Aufgaben betreffend.

Was dem Bischof fehlte und woran er schon sehr bald litt, war ein Mensch, dem er auch mal sein Herz ausschütten konnte; eine Person des Vertrauens, mit der man sowohl organisatorische Anliegen besprechen, aber der man auch urpersönliche Ängste und Sorgen offenlegen durfte. Zudem in einer Zeit, als er – Schmitt – gesundheitlich keineswegs fit war. Vielleicht weniger physisch bedingt, sondern eher psychisch – und daher um so schmerzhafter. In dieser Situation muss ihm die Missionsärztin Dr. Davis-Ziegler vom St. Luke's Hospital im Lupane-Bezirk wie ein Lichtblick erschienen sein. Sie, schon einige Jahre im Lande, als Schmitt eintraf, konnte so manche seiner persönlichen Probleme auffangen. Ihren Doppelnamen legte sie sich übrigens 1948 zu; damals war es Deutschen noch nicht möglich, ins Ausland zu immigrieren, jedenfalls nicht ins britisch dominierte Rhodesien. Nur die Heirat mit einem "british subject" konnte diese Zwangslage überbrücken – und so heiratete, pro Forma, Dr. Hanna Ziegler den (mit ihr weitläufig verwandten) Mr. Davis in England und handelte sich somit den Titel Mrs. Davis ein, genug für die Bürokraten, um sie jetzt nach Rhodesien einreisen zu lassen!

Dr. Davis-Ziegler – wie wir sie künftig nennen – war die erste deutsche Missionsärztin im Bistum Bulawayo; später folgten ihrem Beispiel weitere, unter ihnen auch Frau Dr. Hanna Decker.

Weil Ärztin, weil Deutsche, weil an allem interessiert, was den Missions Sprengel betraf, lag es nahe, dass Schmitt sie auch sonst ins Vertrauen zog, vor allem wenn er Medikamente brauchte, worüber er sonst mit niemandem reden wollte. Ein junger Bischof, kaum im Lande, und schon wieder krank – das wollte er nicht unbedingt publik machen. Bei Dr. Davis-Ziegler wusste er, dass sie auch dies vertrauensvoll behandeln würde.

So entwickelte sich zwischen Schmitt und Dr. Davis-Ziegler schon im ersten Jahr seines Bischofsamtes eine Vertrauensbasis, die für viele Jahre anhielt. Und aus dieser Zeit – zwischen 1952 und 1963 – liegen uns zahlreiche handgeschriebene Briefe Schmitts an Dr. Davis-Ziegler vor. Es sind urpersönliche Doku-



mente. Beweise und Zeichen seiner Einsamkeit, seiner Schwermut, seiner Sehnsucht nach Aussprache und Angenommensein, aber auch seiner bischöflichen Bürde wie seiner Leidensbereitschaft. Und – dazwischen und immer wieder – Belege dafür, dass kein Mensch eine Insel ist; dass wir alle ohne Ausnahme gelegentlich Mitmenschen brauchen, um überleben zu können. Mitmenschen, auf die wir uns hundertprozentig verlassen können. Bei Dr. Davis-Ziegler hatte Schmitt einen solchen Menschen gefunden. Was sich zwischen ihnen im Laufe der Jahre/Jahrzehnte entwickelte, war keine Freundschaft im üblichen Sinn. Sie war auf einer anderen Ebene angesiedelt. Dr. Davis-Ziegler war keine Freundin, wie es Lieschen Müller und Otto Normalverbraucher verstehen würden; sie war für Schmitt die Person seines Vertrauens. Medizinisch wie mitmenschlich.

Zum besseren Verständnis dieser Briefe, aus denen ich nachfolgend zitieren möchte, noch dies: Alle sind in englischer Sprache geschrieben; bis auf zwei oder drei alle per Hand. Ihre Authentizität ist außer Zweifel. Schmitts schöne Handschrift ist unleugbar in diesen über 50 Briefen festgehalten. Ich habe die Originale persönlich von Dr. Hanna Davis-Ziegler erhalten – zwecks dieser Biografie – und habe dieselben, wie vereinbart, an das Archiv der Mariannahiller in Rom weitergegeben. Dort werden sie zusammen mit anderen Dokumenten Schmitts katalogisiert und aufbewahrt. Wo und wann die einzelnen Briefe geschrieben wurden, wird jeweils am Ende einer Passage notiert.

### **Brief-Auszüge 1952: Seelische Not-Rufe**

Im Januar 1952, also ein halbes Jahr nach seinem Amtsantritt in Bulawayo, schrieb Schmitt: "Danke für das Übersenden der Medikamente, die ich in meiner ewigen Vergesslichkeit zurückgelassen hatte. Auch die Tabletten habe ich erhalten und werde sie nach Ihren Instruktionen einnehmen. Noch nie in meinem Leben habe ich so viele Dragees geschluckt wie in den vergangenen Monaten. Ich hoffe, dass sie mir gut tun und mir weitere Malaria-Attacken ersparen und meine ‚chinesische Hautfarbe‘ beseitigen. Ich muss wohl ziemlich gelb ausgesehen haben, wie man mir allenthalben sagte ... Ob etwas mit meiner Leber nicht in Ordnung ist? Vielleicht ist alles nur Einbildung und optische Täuschung. Selten in meinem Leben habe ich so aufmerksam mein leibliches Wohlbefinden beachtet wie in diesen Monaten. Ich kenne mich selbst nicht mehr. Ob es damit zusammenhängt, weil ich so enge Kontakte zu so prominenten Ärztinnen habe wie Sie und Dr. Decker? Früher mochte ich Ärzte überhaupt nicht, und ich fühlte mich physisch fit; jetzt hat sich alles geändert. Ist das nicht seltsam?" (Byo, 30. 1. 52)

Fünf Wochen später: "Ich habe kaum Zeit zum Schlafen; komme selten vor Mitternacht ins Bett – und das gegen Ihren weisen Ratschlag! Aber die Arbeit liegt vor; sie muss getan werden und ich habe niemanden, der sie für mich verrichten würde. Nein, ich will keine Sympathie; es ist einfach die Aufgabe und die Funktion eines ‚jungen‘ und unerfahrenen Bischofs." (Byo, 11. 2. 52)

Dann, vier Tage später, tauchen erste Hinweise auf von "bösen Zungen", die behaupten, die Missionsärztinnen seien des Bischofs "Lieblinge". Schmitt verteidigt sich nicht, gibt zu: "Ja, vielleicht ist dem so. Aber wenn man aufs Podest gestellt und allenthalben beobachtet wird, dann ist man keine Privatperson mehr. Ich werde wohl künftig auf so manche harmlose Zerstreung verzichten müssen ... Ich weiß, Sie werden dafür Verständnis haben. Sapienti sat ..." Gegen Briefschluss fügte Schmitt noch an: "Es ist mir neu zu erfahren, dass ich ‚schöne Briefe‘ schreibe. Meine Lehrer am Gymnasium waren anderer Meinung. Sie waren mit meinen ‚literarischen Ergüssen‘ nie zufrieden!" (Byo, 16. 2. 52)

Im März desselben Jahres erwähnt Schmitt seine armselige Finanzlage. Gerne würde er der Ärztin ein generöses Geschenk machen, aber, "weil ein armer Missionsbischof", sei das nicht möglich. "Offensichtlich gehört es zum Alltag eines Missionars, immer zu wenig Geld zu haben. Vielleicht liegt das im Interesse unseres Meisters, der von uns mehr Vertrauen in ihn erwartet als in materielle Dinge. Letztendlich wollen wir ja bei all unseren Aktivitäten doch etwas Übernatürliches erreichen ..." Dieser Brief schließt mit der Aufforderung: "Sprechen Sie ein kurzes Gebet für mich, damit der Heilige Geist mich und meine Räte führe und wir die richtige Entscheidung treffen zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen." (Byo, 22. 3. 52)

Zumindest zwischen den Zeilen, aber mitunter auch direkt gibt Schmitt zu verstehen, dass Briefeschreiben durchaus eine "willkommene Unterbrechung seiner oft so monotonen Büro-Arbeit" sei. – Auf Unannehmlichkeiten im Alltag angesprochen, kommentierte er: "Zuweilen fühlt sich unser Leben wie ein Kreuz an, aber als Führer zum Paradies, wie der Autor der Nachfolge Christi vermerkt. Wenn wir wirklich Christen sein wollen, dann müssen wir auch Christus folgen: ‚Wer mir folgen will, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!‘ – Schwierigkeiten, auf unseren Weg gestreut, sollen uns innehalten lassen, um über den Sinn unseres Daseins nachzudenken. Wir schuften und rackern und haben unsere Probleme, die wir auch zu lösen suchen, aber vergessen zu leicht das eine Notwendige." (Byo, 28. 6. 52)

Anfang Juli hielt Schmitt fünftägige Exerzitien für die Mariannahiller Missionsschwestern in Bushtick "und für mich", wie er selber meinte. Diese Tage hätten ihm gut getan, vor allem seelisch-spirituell: "Man weicht, auch als Bischof, zu schnell vom geistigen Wege ab und wird absorbiert von zeitlichen Dingen. Wiederum habe ich festgestellt, dass all unsere fieberhaften Aktivitäten von minderem Wert sind, wenn sie nicht auf Gott hin ausgerichtet sind. Und nichts außer Gott kann uns letztlich zufrieden stellen. Von Zeit zu Zeit müssen wir uns neu orientieren ..." Und wie so oft schließt er diesen Brief mit: "God love you." (Byo, 5. 7. 52)

Über Dr. Irene von Fürstenberg hatte Schmitt erfahren, dass es mit der Harmonie zwischen den beiden Missionsärztinnen Davis-Ziegler und Decker nicht zum Besten stehe. Er wunderte sich, warum? – Was ihm, Schmitt, wohl erst in späteren Jahren aufgegangen sein mag: Da muss wohl ein leises Konkurrenz-

denken entstanden sein, weniger ein persönlicher Zwist, eher ein Mühen auf beiden Seiten, den je eigenen Hospital-Standort möglichst gut und effizient auszubauen. Dazu war natürlich das "Wohlwollen" des Bischofs, nicht zuletzt als "Geldbeschaffer", nötig. Auch mag Dr. Decker gespürt haben, dass ihre Kollegin in St. Luke's sehr wohl des Bischofs Sympathie zu haben schien – und vielleicht deswegen meinte, sie käme – im Hinblick auf St. Paul's – zu kurz. Schmitt selber – das weiß jeder, der ihn kannte – war sicher für die Anliegen und Sorgen aller seiner missionarischen Kräfte aufgeschlossen und half, wann und wo immer es ihm möglich schien.

Im gleichen Brief erwähnt er übrigens, er sei momentan so sehr mit Kummer und Problemen eingedeckt, sodass er gleichsam um sein inneres Gleichgewicht sich Sorge: "Mein körperliches Wohlbefinden lässt sehr zu wünschen übrig. Vielleicht bräuchte ich einen Psychiater – oder, besser noch, tiefere Spiritualität. Eines weiß ich: Ihre herzliche und volle Freundschaft wirkt beruhigend auf mich. Wenn ich an Sie schreibe, so löst sich meine Spannung ... Ich hege tiefe Zuneigung zu Ihnen in meinem Herzen, aber ich hoffe, nicht auf eine unechte Weise. Ich meine zu spüren, dass auch Sie mich verstehen und mein Vertrauen nicht falsch interpretieren." (Byo, 25. 7. 52)

Zu Dr. Davis-Zieglers "Festtag" (wahrscheinlich Geburtstag) übersandte Schmitt eine kleine Aufmerksamkeit. Im Begleitschreiben hieß es: "Mögen Ihre missionarischen Mühen gesegnet sein, indem Sie Seelen zum Göttlichen Heiler führen, den wir alle brauchen zu unserer eigenen Erlösung und Glückseligkeit. Und mögen Sie eines Tages die tröstenden Worte vernehmen: 'Well done, my good and faithful servant; come and share the joy of thy Lord!'" (Byo, 19. 8. 52)

Anfang Oktober 1952 weilte Schmitt in Mariannahill/Natal. Von dort schrieb er: "Ich bin froh, wieder nach Hause zu kommen. Ich fühle mich (hier) wie ein Fisch ohne Wasser. There is no place like home." (Mariannahill, 3. 10. 52)

Ende November desselben Jahres machte sich Schmitt Sorgen über Davis-Zieglers Asthma: "You ought to look after yourself!" – Dann erwähnt er den Besuch von Dr. Hanna Decker. Sie sei in guter Stimmung gewesen und habe offensichtlich die Unterhaltung mit ihm genossen. Obwohl er andere Arbeiten vorgesehen hatte, habe er sich doch für sie Zeit genommen – und sie verdiene ein wenig Aufmerksamkeit: "Sie ist eine gute Seele, und ich schätze ihr (missionarisches) Interesse und ihre Arbeit." –

Schließlich erzählt er etwas über seine Arbeit: "Gestern, Sonntag, war ich wirklich sehr eingespannt. Ich hatte drei verschiedene Predigten zu halten – eine früh in Parklands (ein Stadtteil von Bulawayo, d. Verf.), dann zur Firmung in St. Patrick's, Old Location, und schließlich am Abend in der Kathedrale, wo eine Reihe von Mädchen und jungen Damen in die Marien-Sodalität aufgenommen wurde. Ich hoffe, ich habe meinen vielen Zuhörern etwas Gutes gesagt. Ich spüre immer eine große Verantwortung, wenn Hunderte von Augen auf mich schauen." (Byo, 24. 11. 52)

## Brief-Auszüge 1953–1956:

### Ängste, Sorgen & abermals Verdächtigungen

Auch in den folgenden Jahren (1953 und danach) kommt Schmitt gelegentlich auf das zu sprechen, was "malicious tongues", das heißt: böse Zungen, in den Klerikerkreisen über ihn ausstreuen; einmal, während seiner Abwesenheit, sogar öffentlich. Und da habe es nur eine Gegenstimme zu seiner Verteidigung gegeben. Der Kern der Anklage sei gewesen: Der Bischof sei offensichtlich anfällig für die Schmeicheleien der attraktiven Ärztinnen.

Zunächst sei er natürlich empört gewesen, sogar verstört. Aber dann hätten dringendere Dinge ihm keine Zeit zum Weitergrübeln gelassen. Jetzt mühe er sich, die Anklage zu vergessen bzw. zu ignorieren; auch wolle er niemandem etwas nachtragen. Wohl aber merke er immer deutlicher, wie sehr alles, was er tue, beobachtet werde. Andererseits fühle er sich nicht schuldig. Er sei ein Mensch – und warum sollten ihm als solchen Stunden der Erholung nicht gegönnt sein? Oder müsse er sich gar in einen versteinerten Eremiten verwandeln? – Dieser Brief schließt mit besonderen Grüßen an die leibliche Schwester von Davis-Ziegler, Krankenschwester Anne: "Give her my special love." Dann fährt er in Sindebele fort: "Ngiyakuthanda kakulu sibili. Sala kuhle!" (Ich mag Sie sehr; bleiben Sie wohl!) (Byo, 8. 3. 53)

Weil Dr. Davis-Ziegler, auch als Antwort auf den vorigen Brief, vorschlug, künftig ihre Besuche an der Cathedral-Pfarrei (wo Schmitt wohnte) einzustellen, schrieb er ihr postwendend zurück: "Gefällt mir nicht. Blödsinn! Verhalten Sie sich natürlich und entwickeln Sie keine Komplexe!" (Byo, 13. 3. 53)

Weil die Ärztin von eigenen "trüben Gedanken und Phantasien" sprach, griff Schmitt in seinem nächsten Brief das Thema auf. Vielleicht, meinte er, gibt es spezielle Sorgen und Ängste bei Frauen, die ein Mann nicht verstehen kann: "Daher rate ich: Wenden Sie sich an Ihre himmlische Mutter; sie wird verstehen. Und beten Sie den Rosenkranz!"

Dann verweist er auf eine Predigt des amerikanischen Bischofs Fulton Sheen, der das Marienwort: „Mir geschehe nach deinem Wort“ aufgriff und diese Haltung als Ideal für alle Frauen hinstellte. – Schmitt wörtlich: "Sie tun Großes für Gott und die unsterblichen Seelen! Halten Sie dieses Ideal hoch und werden Sie so auch zur Inspiration für uns Missionare. Sie und Ihre medizinischen Assistentinnen spielen eine wichtige Rolle in unserem Vikariat. Sie sind die Seniorin unter den Ärzten und haben somit auch die zusätzliche Verpflichtung, deren Geist auf hohem Niveau zu halten und Schwierigkeiten zu lindern, die Teil jedes menschlichen Lebens sind." (Byo, 30. 3. 53)

Ende April bedankt sich Schmitt für die Geburtstagsgrüße, meint aber dann, bescheiden wie immer: "Vielleicht war es gar nicht so wichtig, dass ich in diese Welt geboren wurde – ein kränkliches, empfindliches Baby –, so erzählte mir meine Mutter. Von großer Bedeutung war zweifelsohne meine Taufe. Wir übersehen oft die übernatürliche Gnade – und vergessen, Gott dafür zu danken." –

Dann berichtet er von seiner Firmreise nach Francistown im benachbarten Botswana; es seien vorwiegend Erwachsene gewesen. Und er schließt seinen Brief mit dem Hinweis auf eine Goldmünze: "Jemand hat sie mir neulich gegeben. Jetzt gebe ich diese großzügig an Sie weiter." (Byo, 30. 4. 53) Diese Münze befand sich übrigens noch im Kuvert, als Dr. Davis-Ziegler mir die Originalbriefe Schmitts überreichte. Sie geht – mit den Briefen – an das Archiv der Marianhiller in Rom.

Im Juni kommt es in der Brief-Korrespondenz zu einer Diskussion über ein Buch von Simone de Beauvoir. Schmitt kommentiert: "Der beste Einfluss einer Frau ist der schweigsame, voller Sympathie und Verständnis und Geduld ... Auch Sie haben mich diesbezüglich beeinflusst, vielleicht ohne es zu wissen. So denke ich, dass die Welt ein besserer Ort wäre, wenn die Frauen leiser, schweigsamer und fraulicher würden." (Byo, 15. 6. 53)

Während seiner Jahres-Exerzitien bedankt sich der Bischof bei der Missionsärztin für ihre Freundschaft und bittet sie gleichzeitig um ein "little prayer", damit er nach den geistlichen Übungen ein besserer Mensch werde, und ein Bischof, der dem Ideal mehr entspreche. (Byo-Queenspark, 21. 9. 53)

Anderthalb Jahre später schreibt Schmitt, er beschäftige er sich mit den kirchenrechtlichen Bestimmungen im Hinblick auf die Gründung einer diözesanen afrikanischen Schwesterngemeinschaft. All das verursache ihm einige Kopf-schmerzen. (Vgl. Byo, 17. 2. 55)

In einem weiteren Brief des Jahres 1955 zeigt sich Schmitt besonders erfreut, dass Dr. Davis-Ziegler während ihres Heimaturlaubs seine alte Mutter besucht hat; diese bete viel für ihn, wofür er sehr dankbar sei. (Vgl. Byo, 15. 5. 55)

Überhaupt kommt in seinen Briefen immer wieder durch, wie sehr er auf die Kraft des Gebetes vertraue. Seine eigenen "Leiden" betrachtet er als klein und mickrig – verglichen mit dem, was der heilige Paulus erleiden musste: "Was sind meine Schwierigkeiten schon verglichen mit den seinen!? Darum bete ich zum Völkerapostel, mir armen Kreatur beizustehen; ich bitte ihn auch, bei seinem Meister Fürsprache einzulegen, damit er mich segne und stärke – mich und Sie und alle unsere Missionare!" (Byo, 6. 1. 56)

Er erwähnt abermals, wie sehr ihn das alte leidige Thema beschäftigt, dass alles, was er tue und unternehme, genauestens beobachtet und oft auch bösar-tig interpretiert werde. Aber er tröstet sich – und die Missionsärztin – mit den Worten: "Es ist ganz natürlich, dass wir uns zuweilen verletzt fühlen, wenn unsere guten Absichten gegen uns verwendet werden. Nur dürfen wir darüber nicht bitter werden. Das Gesetz der Liebe verlangt, dass wir vergeben und vergessen ..." (Byo, 28. 6. 56)

Wie einsam er sich mitunter fühlte, geht aus einer anderen Briefnotiz hervor: " Manchmal bin ich schrecklich einsam, vor allem, wenn schwere Probleme mich schier Tag und Nacht heimsuchen. Dann hungert mich nach Ihrer liebe-vollen Freundschaft. Sie mögen das für kindisch halten und eines Bischofs unwürdig. Aber ich bin ja auch ein menschliches Wesen." (Byo, 14. 8. 56)

## Brief-Auszüge 1958–1963:

### Von den Leiden und Freuden eines Bischofs

Von seiner Reise nach Südafrika erzählte Bischof Schmitt in einem Brief aus dem Jahr 1958. Der Flug von Bulawayo nach Johannesburg sei ziemlich aufregend gewesen; er habe sich gar nicht wohl gefühlt. Und als er von dort nach Bloomfontein weiterfliegen wollte, habe es nicht geklappt; der Flughafen sei völlig überschwemmt gewesen nach einem schweren Orkan. So rief er den Apostolischen Delegaten, den er besuchen wollte, übers Telefon an; der bot sich an, Schmitt im Auto mitzunehmen: "Wir fahren einen komfortablen Chrysler; ein Afrikaner als Chauffeur. Alles ging gut, bis wir ein kleines Dorf im Orange Freistaat erreichten; jetzt wollte der Delegat selber ans Steuer. Und schon hatten wir Probleme; der Motor sprang erst gar nicht an. Die ganze Automatik dieses neuesten Modells war offensichtlich ausgefallen. Voller Verzweiflung lief ich ins verlassene Dorf, um nach ein paar kräftigen Leuten zu suchen. Zwei Männer waren willens mitzukommen. Nach zirka 20 Minuten saßen wir immer noch fest. Der Delegat wurde nervös; es gab im Dorf weder eine Absteige noch ein Telefon. Schließlich baten wir die beiden Männer, es ein letztes Mal zu versuchen; sie schoben erneut kräftig an – und siehe da, der Motor sprang an – und wir konnten unsere Fahrt fortsetzen – Richtung Roma in Basuto land ..." (Mariannahill, 4. 6. 58)

Gelegentlich gibt Schmitt der Missionsärztin auch kleine Nasenstüper; er nennt sie – ironischerweise – "my little queen" und ermahnt sie dann direkt und ohne Umschweife, künftig mit ihren Worten sorgfältiger und liebevoller umzugehen! (Vgl. Byo, 19. 8. 58)

Ein Jahr später berichtet Schmitt von seinem Besuch in Rimpar. Trotz erheblicher Verspätung des Flugzeugs – er erreichte seine Heimat um 2.30 Uhr in der Nacht – hatte seine alte Mutter auf ihn gewartet und begrüßte ihn als erste. Danach kamen alle andern im Haus aus ihren Betten, ausgenommen seine Schwägerin, die krank darniederlag und sich kaum bewegen konnte. Das war wohl auch der Grund, warum er mehrmals Hausmesse feierte. Am folgenden Sonntag predigte er in der Pfarrkirche und sammelte Gelder für die Mission. Es kamen 2000 Mark zusammen; weitere 1500 Mark übergaben ihm Wohltäter privat. Dann machte er einen Kurzbesuch im Generalat der Mariannahiller in Mönchsdeggingen sowie bei Bekannten in München und Würzburg, ehe er zu einer Studienwoche nach Holland fuhr; auf dem Hinweg legte er noch einen Abstecher bei Misereor in Aachen ein. – Kein Urlaub, keine Vergnügensreise also, sondern harte Termin-Arbeit, wie man es von Missionsbischöfen so kennt! (Vgl. Mönchsdeggingen, 3. 9. 59)

Während der Liturgischen Studienwoche in Uden/Niederlande berichtet Schmitt mit Begeisterung über die internationale Tagung, an der Bischöfe aus der ganzen Welt teilnahmen. "Eine echt katholische (weltweite) Versammlung", kommentiert er, fügt aber gleich die Frage an: "Wie wir all diese (liturgischen) Neuerungen bei uns implementieren, weiß ich nicht. Aber das Zusammensein

mit so vielen kirchlichen Würdenträgern und von ihren individuellen Problemen hören dürfen – das ist von großem Wert ... "Ansonsten, meint er abschließend, sei das Herumschweifen gegen seine Natur; da sei ihm die stabile Ansässigkeit schon lieber ... (Uden, 15. 9. 59)

Ein halbes Jahr später – er adressiert Dr. Davis-Ziegler mit "dearest friend" – meint Schmitt, er sei zur Zeit in keiner guten Stimmung. "Zu viele Probleme – und ich kenne keine Lösungen! Ich wünschte, wir könnten uns treffen für ein paar Stunden des Los-Lassens und Ausruhens." (Byo, 13. 2. 60)

Schrecklich einsam fühlte er sich und äußerst inkompetent im Hinblick auf die vielen offenen Probleme der Zukunft, schreibt er im Juni desselben Jahres: "Wir leben viel zu egoistisch in einer sehr verwirrenden Zeit. Jeder lebt sein Leben, ohne viel über die erschreckenden Ereignisse auf dem afrikanischen Kontinent – oder direkt vor unseren Füßen – nachzudenken. Das ist Furcht einflößend. Wie antworten wir auf diese Herausforderungen vom christlichen Standpunkt aus? Schwarz-Afrika ist im Vormarsch – und wir Missionare müssen uns dieser Entwicklung zufriedenstellend anpassen. Kein Zweifel, eine schwere Aufgabe. Möge der Heilige Geist uns Licht und Kraft geben, damit wir unseren Teil dazu beitragen ..." (Byo, 7. 6. 60)

Nur zehn Tage später: "Danke für Ihr Gebets-Memento und Ihre guten Wünsche. Ihr kleiner Sermon war angebracht; er hat mir Mut gemacht. In meiner Messe heute früh bat ich den Heiligen Geist, mich zu führen und zu leiten. Ich ertappe mich so oft in einer ‚cul de sac‘ (Sackgasse) ohne irgend einen Ausweg. Menschlich gesprochen sind Sie der einzige Mensch, der mich wieder zur Freude beleben und mein gestresstes Herz zur Ruhe bringen kann." (Byo, 17. 6. 60)

Von Deutschland aus schreibt Schmitt über eine ärztliche Grunduntersuchung im Missionsärztlichen Institut zu Würzburg; Chefarzt Dr. Dr. Wegener und sein Ärzteteam finden nichts, auch keine Erklärung für das Anschwellen der Augenlider; sie schicken daher den Bischof zu einem Nasen-Spezialisten. Viel Zeit bleibt ihm jedoch nicht: Das 2. Vatikanische Konzil ist angelaufen! (Vgl. Würzburg, 5. 10. 62)

Die nächsten vier Briefe kommen von Rom. Schmitt geht nochmals auf die ärztlichen Untersuchungen ein, erwähnt seinen Besuch bei Professor Dr. Pascher in München und äußert sich dann über seine Unterkunft bei den Elisabeth-Schwestern in der Via dell' Olmata: Er sei ziemlich abgeschnitten von der Außenwelt: keine Zeitungen, kein Radio, kein Fernsehen. Heute ging ich allein durch die Straßen und kaufte mir ein Time-Magazin. Es sieht so aus, als ob die Kuba-Krise eine ernste Sache werden könnte." – Dann erwähnt er die Rechnung, die ihm gerade für zwei Wochen reingereicht wurde. Es war ein kleiner Schock: 43 260 Lire; also 3000 Lire pro Tag. Hinzu kämen die täglichen Fahrten nach St. Peter und viele andere Orte. Dann bekennt er: "Ich muss nach Würzburg (an die Prokura der Mariannahiller, d. Verf.) schreiben und um mehr Geld bitten. Ich durfte ja von Bulawayo/Rhodesien nur 100 Pfund mitnehmen, da die Diözesan-Kasse fast leer ist." Dann fügt er noch an: "Ja, es stimmt, wir trinken

Wein zu den Mahlzeiten, aber das ist keine besondere Freude für mich." (Rom, 15. und 24. 10. 62)

Als traurige Nachricht meldet Schmitt den Tod von Erzbischof Chichester (von Salisbury/Rhodesien); er war vor dem Haupteingang von St. Peter plötzlich zusammengebrochen und wohl sofort tot. – Ein anderer Bischof, Joseph Grueter von Umtata/Südafrika, wird kurz erwähnt; er trage als einziger unter den drei Mariannahillern den für Bischöfe vorgeschriebenen "römischen Hut". Er selber habe nicht vor, sein spärliches Taschengeld für solche Dinge auszugeben. Bei den Sitzungen in St. Peter trügen die Bischöfe Chorröcke; auf den Straßen hingegen meist nur schwarze Anzüge mit Priesterkrägen. Das sei zwar gegen die "römische Etikette", aber für ihn am praktischsten. Amüsant sei zuweilen auch, wenn die Bischöfe während der Sitzungs-Pausen bei den WC's anstünden – oder um sich eine Tasse Tee oder einen "soft drink" zu erstehen. Die amerikanischen Bischöfe legten dabei auch Zigarettenpausen ein, "kein erbauender Anblick", meinte er; im übrigen sei es ihm zuwider, wenn man herumgeschubst werde, sogar von Bischöfen! (Rom, 5. 11. 62)

Sehr angetan war er hingegen von Kardinal Bea und dem regelmäßigen Zusammensein mit den rhodesischen Bischöfen. Bei zwei solchen Gelegenheiten habe er sicher zuviel gegessen und getrunken, aber es sei ein guter Wein gewesen.

Zu den Konzilsthemen äußerte sich Schmitt kaum, wohl aber, dass während der Sitzungen durchaus auch gelacht werde – oder dass man Beifall klatsche. Dazwischen lägen auch sehr angespannte Diskussionen. Zuweilen sehe man auch den einen oder anderen Prälaten einnicken. Bischof Streit von Mariannahill/Südafrika habe ihn neulich darauf aufmerksam gemacht, wie ein anderer Oberhirte hinter ihnen zu schnarchen begann. Ohne es zu schreiben, spürt man hier Schmitts Schmunzeln – und hört seine entschuldigenden Worte: "Alles menschlich. Auch Bischöfe sind Menschen – mit kleinen Schwächen und Fehlern!"

In einem weiteren aus Rom geschriebenen Brief an Dr. Davis-Ziegler plaudert er über seine Eindrücke in Österreich, von einem weiteren Besuch bei Professor Pascher und seinem vergeblichen Bemühen, in München ein Landschaftsgemälde zu erstehen – im Auftrag der Ärztin. Wieder in Rom, wohnt er bei denselben Schwestern wie im Vorjahr und begegnet hier abermals vielen Bischöfen aus West- und Ostdeutschland. (Vgl. Rom, 28. 9. 63)

## **Dr. Davis-Ziegler antwortet – 24 Jahre danach**

Über Jahre, Jahrzehnte hatte ich sie darum gebeten, ihre eigenen Erinnerungen an Bischof Schmitt schriftlich – oder in einem Interview-Gespräch auf Tonkassette – festzuhalten. Sie hat immer zugesagt; sie wolle es gerne tun, sobald sie ein wenig Zeit und Luft bekäme in ihrem proppevollen Alltag als Missionsärztin. Doch es kam nie dazu. Dann, im August 2000, machte ich einen allerletzten Versuch, sie dazu zu bewegen. Ein paar Wochen später traf ein langer



handgeschriebener Brief ein. Nach ein paar allgemeinen Zeilen – an mich adressiert – wechselte sie die Anrede und fing an, in lockerem Briefstil, mit dem vor einem viertel Jahrhundert Ermordeten zu plaudern – in englischer Sprache, wie sie es früher auch getan hat. Wir bringen hier – in freier Übersetzung – längere Auszüge dieses Schreibens. Es ist, sozusagen, eine letzte Hommage an den Missionsbischof; eine urpersönliche Huldigung von Dr. Hanna Davis-Ziegler an den Mariannahiller Bischof Adolph Gregor Schmitt.

[Die Anrede "My Lord", früher im Englischen allgemein üblich bei Bischöfen, lässt, in der Übersetzung, eher auf ein "Sie" schließen, wengleich das englische "you" beides zulässt: Du und Sie. Wir behalten hier das "Sie" bei, könnten uns aber durchaus auch ein "Du" vorstellen.]

"My Lord, ich soll über Sie schreiben, über Ihre Persönlichkeit, so wie ich Sie gekannt habe. Ich meine, es ist leichter, mit Ihnen brieflich zu plaudern, da wir es nicht mehr direkt tun können – seit Sie so grausam von uns hinweggerafft wurden – an jenem 5. Dezember 1976. (...) Sie waren so bescheiden, so natürlich! Sie haben sich nie etwas darauf eingebildet, Bischof zu sein. Sie konnten zuhören. Sie sehnten sich aber auch nach Sympathie und Verständnis von unserer Seite. Wenn ich "uns" sage, meine ich die Missionsärztinnen, die wir im 2. Weltkrieg harte Erfahrungen gesammelt hatten (Kriegsdienst, Rationierung der Nahrungsmittel usw.); wir waren nicht verhätschelt – und das hielt uns zusammen, auch in unserer Berufung als Missionsärzte, die nicht zeitlich begrenzte Arbeit suchten, sondern sich berufen fühlten, wie Priester und Ordensleute auch. Sie haben uns verstanden. Wir vom medizinischen Dienst, mit unserem Background (Universitätsstudium, medizinische Kurse, professionelles Leben) wussten mit den Menschen umzugehen und mit ihnen zu kooperieren. Wir waren glücklich, in Bischof Arnoz (Vorgänger Schmitts im Bulawayo, d. Verf.) und Ihnen sowie in einigen der Priester verständnisvolle Mitmenschen gefunden zu haben, die uns wie Kollegen behandelten. Und wir waren froh und dankbar dafür. Wir fühlten uns ja auch als Arbeiter im Weinberg des Herrn; als Mitarbeiter der Priester. (...) Nicht alle Bischöfe und Priester zeigten diese Haltung. Und sie fragten Sie zuweilen, warum bei Ihnen die Ärztinnen so lange Jahre aushalten? Die Antwort: Sie haben uns respektiert; wir zählten zum missionarischen Team der Diözese; wir fühlten uns zuhause. Sie hatten diese besondere Eigenschaft – zuzuhören! Ihr Aufenthalt in Amerika hatte Sie offener und freier gemacht; hatte alles Engstirnige von Ihnen genommen. Sie wussten, auch sozial, sich zu benehmen, und behandelten uns Frauen wie andere Professionelle auch – mit Respekt.

Die Höhepunkte unserer monatlichen Besuche in Bulawayo waren immer die Begegnungen mit dem Bischof: Wir kamen, läuteten die Hausglocke – und Sie kamen, öffneten die Tür und hießen uns herzlich willkommen. Sie pflegten uns Getränke anzubieten oder kochten uns Kaffee ... – Manchmal fuhren wir zusammen in die Matoposberge – oder Sie nahmen uns mit auf eine entlegene Missionsstation. Unvergesslich für mich das Picknick mit Frau Dr. Irene von

Fürstenberg, nach unserem Besuch im Krankenhaus zu Antilope Mine. Wir saßen auf einem Hügel und aßen Weißbrot und Schweizer Käse. Und tranken Rotwein. Sie lachten viel und herzlich. Dr. Fürstenberg lud uns später zu einem Abendessen ein – anlässlich ihres Geburtstages. Den Getränkebellner hatte sie schon bezahlt; der andere war spät mit seiner Rechnung. Und als wir aufbrachen, überreichte er Ihnen die Rechnung – und Sie zahlten, ohne Aufhebens. Peinlich für die Ärztin, aber wir hatten unseren Spaß daran ... Wir unterhielten uns auch über Politik oder theologische Probleme. Sie gaben uns Auskünfte über das 2. Vatikanische Konzil und erörterten mit uns die neuesten religiösen Bücher, zum Beispiel die von Fulton Sheen. Von Ihnen hörte ich erstmals von der "Deutschen Tagespost" und vom "Rheinischen Merkur" ... – Ja, wir konnten uns bei Ihnen aussprechen. Manchmal sind Sie erschrocken; manchmal lächelten Sie nur. Wir haben nicht erwartet, dass Sie immer eine Antwort wussten, wohl aber, dass Sie uns anhörten. (...) Sie haben auch Korrekturen angenommen, und waren immer demütig, haben Ihre eigenen Mängel gesehen – und wir waren froh, wenn wir Ihnen helfen konnten. Sie wurden von Ihren Leuten als "womanizer" (Frauenheld) kritisiert. Zu Unrecht; jene begriffen nicht, wie wertvoll unsere Diskussionen waren – für uns alle ... – Sie haben uns am Flughafen abgeholt, trösteten uns, als unsere Mutter starb. Annie (die leibliche Schwester von Dr. Davis-Ziegler, d. Verf.) war erst sechs Wochen im Land – und sie war doch der Liebling unserer Mutter, die für uns und unsere Mission so viel aufgeopfert hat! – Als wir elektrischen Strom auf der Mission bekamen, rief Annie Sie an, einfach nur, um ihre Freude darüber jemandem mitzuteilen. Sie waren für uns eine "Vater-Figur". Sie haben es auch akzeptiert, dass wir auf unserer Station keine "segregation" praktizierten; wir arbeiteten und beteten gemeinsam – und hatten auch unseren Spaß, manchmal sogar, indem wir tanzten. Obwohl Sie (my Lord) durchaus musikalisch waren, machten Sie nie mit; ja Sie stimmten mit uns nicht überein, wenn es um solche harmlose Tänze ging, die ja eigentlich nur Ausdruck unserer Freude waren ...

Wenn ich in diesem (fingierten) Brief von "wir" spreche, dann meine ich vor allem auch Frau. Dr. Hanna Decker, die wie eine Schwester zu mir war. Wir kannten uns so gut – und ich vermisse sie sehr, mein "Hannchen". Und ihre mitmenschliche Wärme.

Ich hoffe sehr, dass "our Lord" Ihre geistigen Wunden geheilt hat und dass Sie jetzt in seiner Liebe leben – so wie Sie uns immer beim Abschied grüßten: "God love you!" (St. Luke's/Lupane 5. 9. 2000)

# "Die Last des Amtes wird von Tag zu Tag schwerer"

## Des Bischofs Briefe – vier Jahre vor seiner Ermordung

### Brief-Auszüge 1973–1976: Vom Sambesi zum Taunus

Es war ein jahrelanges Ringen; ein stetes Ermuntern und Betteln. Doch Frau Aloysia Betzel aus Hofheim/Taunus zögerte immer noch, die Briefe, die Bischof Adolph Gregor Schmitt an sie (und ihre Schwester) im Laufe von vier Jahren geschrieben hatte, für die Recherchen an dieser Biografie freizugeben. Am Ende klappte es dann doch. Ich erhielt einmal von ihr getippte Auszüge aus den hand-geschriebenen Briefen; ein andermal ein Dutzend Originale – zum Abkopieren.

Sie sind durchgehend in deutscher Sprache – und somit eher außergewöhnlich, denn Schmitt liebte es, Englisch zu schreiben – persönliche Briefe wie offizielle. In Betzels Begleitschreiben vom 2. März 1979 heißt es: "Ich freue mich, Ihren Wunsch erfüllen zu können. Lange hatte ich gezögert. Es war auch jetzt für mich ein sonderbares Unterfangen. Alle Briefe musste ich durchlesen ... Ich glaubte, mich mit ihm (Schmitt) zu unterhalten; so als säße er mir gegenüber. Manchmal meinte ich, ihn fragen zu müssen: Darf ich das (ab)schreiben? Als ich fertig war, glaubte ich wirklich, ihm in einem Brief sagen zu müssen, was ich getan habe. Ich glaube, Sie können das verstehen. – Noch etwas: Ich war ehrlich mit dem, was ich (ab)geschrieben habe, auch mit den Angaben der Daten, wann die Briefe geschrieben wurden. Sie sehen, dass das oft geschah. Ich schreibe dazu nur einen Satz: Ich vertraue Ihnen!" (Hofheim, 2. 3. 79)

In einem Beiblatt erzählt Frau Betzel (übrigens die leibliche Schwester einer Dominikanerin, die u. a. im Konvent zu Bulawayo/Rhodesien lebte und dort wohl auch den Kontakt nach Hofheim hergestellt hatte), wie gerne Bischof Schmitt zu ihnen in den Taunus gekommen sei, vor allem um in den Wäldern zu wandern. Dabei habe er immer wieder aus der eigenen Kindheit und Jugend berichtet. Als Ältester (von sechs Kindern, von denen zwei im Baby-Alter starben) habe er viel auf dem Feld arbeiten müssen; auch zum Holzholen im Wald sei er oft geschickt worden. Dabei kam es zu zahlreichen Jungenstreichen: "Was waren wir doch für böse Buben!" pflegte er dann zu sagen. Seine Mutter habe oft anklagend gefragt, warum der liebe Gott sie mit "vier bösen Buben" bestraft habe?

Auf die Bescheidenheit Schmitts anspielend, schrieb Frau Betzel: "In unserer Familie nimmt niemand Zucker zum Kaffee. So steht niemals Zucker auf dem Tisch. Wenn Besucher kommen, wird es dann auch oft übersehen. Die Bitte Schmitts um Zucker hörte sich dann so an: "Bei Euch lerne ich den Kaffee auch ohne Zucker zu trinken!"

Eine andere Episode, ebenfalls auf das bescheidene Wesen Schmitts verweisend: Nach seiner Bischofsweihe hörte er jemand sagen: "Ein wirklich schöner Bischof!" – Das habe ihn zutiefst erschreckt und er habe sich selber gefragt: Schön – ist das alles?"

In einem Brief aus dem Jahr 1973 zitiert Schmitt mitten im sonst deutsch geschriebenen Text ein englisches Wort: "One of the basic principles of life ought to be to assume goodness in others; thus we make them good." (Eines der Grundprinzipien des Lebens sollte sein, Güte im andern vorauszusetzen; so macht man ihn gut). Er empfiehlt diese Satz auch der Adressatin in ihrem Umgang mit jungen Leuten in ihrem Verwandtenkreis. (Byo, 1. 4. 73)

Knappe fünf Wochen später schreibt er: "Seit Wochen stehe ich unter schwerem Druck. Die Last des Amtes wird von Tag zu Tag drückender. Ich bin den Anforderungen einfach nicht mehr gewachsen; sie übersteigen meine körperlichen und geistigen Kräfte. Doch ich versuche durchzuhalten. Christus verlangt nun einmal von seinen Jüngern, dass wir uns mit ihm identifizieren als Leidensknecht. Noch habe ich nicht voll begriffen, dass ich nichts tragen kann ohne ihn, nicht einmal mich selbst. Er will wohl, dass ich vor meiner Amtsniederlegung (Schmitt reichte 1972 seine Resignation in Rom ein, wurde aber gebeten, vorerst weiterzumachen, d. Verf.) in eine harte, hoffentlich heilsame Lehre trete. – Dir darf ich das mitteilen in der Gewissheit, dass Du mir Verständnis entgegenbringst und mein Schreiben nicht als eine Jeremiade auslegst ... Eine Gruppe von Priestern hat mich angegangen, ich solle mein Rücktrittsgesuch zurückziehen. Das kann ich mit gutem Gewissen nicht tun, zudem findet die Propaganda (gemeint ist die Kurie, d. Verf.) meine Bitte stichhaltig, wenn auch erst nach langem Hin und Her." (Byo, 6. 5. 73)

Im November desselben Jahres kommt ein Hinweis auf seine Augen: "Der Arzt ist soweit mit meinen Augen zufrieden. Mit der Nachfolge im Amt hat es immer noch große Schwierigkeiten ... So muss ich eben die Qual des Wartens weiter ertragen. Gottes Fügung dürfte im Spiele sein. Er lenkt auch mein Geschick – und wohl auch das Geschick der Diözese Bulawayo." (Byo, 3. 11. 73)

Den gleichen Gedanken greift Schmitt in seinem Brief zum Jahresende auf – diesmal als Mahnung an die Adressatin, die offensichtlich Probleme mit einem jungen Mädchen aus ihrer Verwandtschaft hat: "Du hast alles getan; du schenkst ihr viel Liebe und Aufmerksamkeit. Lass es dabei und gräme dich nicht weiter; überlasse den Rest Gottes Vorsehung ... Vertraue mehr auf Gottes Führung als auf Deine eigene. Wie schwer hatte es Jesus mit seinen schwerfälligen Aposteln – und noch mehr mit seinen Zeitgenossen, die von ihm Erdenglück erwarteten wie z. B. die Befreiung vom Joch der Römer und anderes mehr. Sein Leben endete im Tod am Kreuz, wodurch er das Heil der Menschheit erwirkte. Verbinde Dein Leiden mit dem Leidensknecht. Das ist Jesusnachfolge, die über den Karfreitag zur Osterfreude führt. Darum darfst Du nicht alles schwarz sehen. Licht und Freude haben mehr Existenzberechtigung als alle Dunkelheit." Direkt daran, ohne Übergang, fährt Schmitt in englischer Sprache fort: "Wende Dich

an Christus, der Deine Gebete beantworten wird: Ich bin hier. Ich bin Dein Leben. Ich bin bei Dir. Ich bin Deine Zeit. Ich weine Deine Tränen. Ich bin Deine Freude. Fürchte Dich nicht, Dich zu freuen, denn mit meinen Tränen kommt auch Freude zu denen, die mir folgen. Ich bin hier und meine Liebe ist unbesiegbar." – Das, so vermerkt er noch, seien ein paar Sätze aus seiner Weihnachtspredigt gewesen.

Er wisse zwar nicht, ob er es damit "richtig getroffen habe", aber sie solle wissen, dass sie ihm jederzeit ihre Not schildern dürfe.

Nach ein paar Sätzen über Beichte und Bußgottesdienste meint er: "In kürzeren oder längeren Zeitabständen zur Beichte zu gehen, ist sehr empfehlenswert, vorausgesetzt, wir machen eine ernste Gewissens-Erforschung und zählen nicht nur unsere Fehler auf, sondern die Ursachen oder Gründe unseres Versagens."

Schließlich unterbricht Schmitt sich selber und fragt: "Was bewegt mich wohl heute, Dir so viel im Predigtstil zu schreiben? Es ist mir, als hätte ich Dich persönlich vor mir und Du wolltest gerade das von mir hören. Nimm es in diesem Sinne an." (Byo, 30. 12. 73)

Gleich im nächsten Brief – vom Januar 1974 – kommt Schmitt auf obigen langen Sermon zurück: "Inzwischen wirst Du meine lange Epistel erhalten haben. Könnte ich doch das alles mündlich sagen! Das geschriebene Wort ist nicht das gleiche, zumal ich mich schwer tue, meine Gedanken zu Papier zu bringen, meist in einem unbeholfenen, trockenen Stil. Das war schon immer der Fall in und seit meiner Schulzeit. Durch meinen bald 40-jährigen Aufenthalt im Ausland hat sich meine Muttersprache nicht verbessert."

Dann folgen Hinweise auf die Regenzeit ("Wir sehnen uns nach Sonne!") sowie auf seine ärztliche Behandlung wegen "Blasen- und Nierengeschichten". Man habe bei ihm einen Gallenstein festgestellt. (Byo, 5. 1. 74)

## **Über Einsamkeit, Krankheit & Amtswechsel**

Aus Rom, wo Schmitt wohl wegen seines Nachfolgers verhandeln musste, kam der briefliche Hinweis, man möge ihm mitteilen, auf wessen Namen das kürzlich für ihn angelegte Bankkonto laufe. Dazu erläutert er: "Noch nie, auch nicht als Bischof, hatte ich ein Privatkonto. Nun, aufgrund meiner neuen Position hat man mir von Höherer Stelle geraten, ein Konto anzulegen. Ein resignierter Bischof nimmt eine Sonderstellung ein ... Sollte mir etwas passieren – und einmal wird es zu Ende kommen – dann schickt Ihr das Geld, das eventuell noch da ist, einfach (an die Mariannahiller, d. Verf.) nach Würzburg auf das Konto der Diözese Bulawayo." (Rom, 22. 1. 74)

Nach dem mehr Geschäftlichen im letzten Brief, jetzt wieder etwas ganz Persönliches: "Wie schön, dass du Deine Begegnungen mit Menschen von Gott her siehst. Darin liegt Deine Größe. Du kannst unbefangen, ohne Hintergedanken Menschen begegnen. Darauf beruht auch unser gegenseitiger Personen-Bezug."

Richtig sagst Du, unsere Freundschaft sei nicht egoistisch zu verstehen, noch weniger erotisch. Zwar können wir unser Ich und unsere Gefühle nicht ganz ausschalten, das wäre kaum menschlich." (Byo, 2. 3. 74)

Im April musste Schmitt sich einer Operation unterziehen; vom Mater Dei Hospital aus (5th Floor; room: Dorothea) schreibt er nach Deutschland, diesmal, ausnahmsweise, in englischer Sprache: "Die Operation ist gut verlaufen. Bis jetzt keine Komplikationen. Sie haben einen großen Stein entfernt - zusammen mit der Gallenblase. Mag sein, dass ich künftig bestimmte Esswaren meiden muss." (Byo, 17. 3. 74)

Während seiner Genesung - mit gelegentlichen kurzen Nachuntersuchungen im Krankenhaus - erhält Schmitt vom Apostolischen Delegaten die Nachricht von der Ernennung seines langersehnten Nachfolgers: Es ist Bischof Dr. Heinrich Karlen CMM, der von Umtata/Tanskei nach Bulawayo versetzt wird. "So habe ich es bei meinem letzten Besuch in Rom ausgemacht, nachdem ich vorher mit dem guten Mann selbst die Sache verhandelt hatte. Es war nicht leicht, Bischof Karlen, ein Schweizer, zu bewegen, nach Bulawayo zu gehen. Nun sind die Würfel gefallen. Er übernimmt keinen leichten Posten ... Jetzt stellt sich für mich die Frage: Alter Mann, was nun? Vorerst werde ich eine abwartende Haltung einnehmen; bin ja das Warten gewohnt." (Byo, 15. 5. 74)

Die Briefe Schmitts, die nach Hofheim gehen, werden häufiger; vielleicht deswegen, weil er jetzt - nach seiner Resignation - mehr Zeit hat; vielleicht aber auch, weil er in der Adressatin eine (weitere) Person seines Vertrauens gefunden hat. Während man im Englischen nie so genau wusste, ob das "you" für Sie oder Du stand - in seinen Briefen an Dr. Davis-Ziegler - ist jetzt mit der deutschen Sprache alles klar: Die beiden kennen sich gut genug und duzen sich; und der Bischof unterschreibt regelmäßig mit "Adolph". Die Einsamkeit seines Amtes, von der er über Jahre immer wieder gesprochen hat, ist jetzt, im Alter, nicht gewichen; im Gegenteil, manchmal fühlt er sich gerade jetzt mehr allein als früher, aber mit dem kleinen Unterschied: Es ist mehr ein Alleinsein, weniger ein Einsamsein! Früher, noch in Amt und Würden, wusste er sehr wohl, dass mit seiner Ernennung zum Bischof schier automatisch eine gewisse Einsamkeit Hand in Hand ging, vor allem die Einsamkeit der "einsamen Entscheidungen". Jetzt kann er - auch zeitmässig - sein Herz aussprechen; kann reden und schreiben, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Und die Adressatin in Hofheim liest aufmerksam, fragt nach, wünscht ihm Gutes, betet für ihn. Das zu wissen, ist für Schmitt etwas ganz Wichtiges und Großes.

Aber kommen wir zurück zu seinen Briefen. Im Oktober 1974 erwähnt er, man habe ihm ein Auto zur Verfügung gestellt, einen Peugeot 403: "persönlich ist er mir zu groß; zu protzig für mein Empfinden, zumal ich nicht mehr im Amt bin." (Es war übrigens derselbe Wagen, den er auf dem Weg von Regina Mundi nach St. Luke's fuhr - an jenem verhängnisvollen 5. Dezember 1976, als er, Pater Possenti Weggartner und Schwester Francis van den Berg ermordet wurden!) - Noch war er auf der Suche nach einem "günstigen Posten", schreibt er weiter.

(Byo, 24. 11. 74) Aber schon eine Woche später kann er vermelden, dass man ihn zunächst als Spiritual ins Knabenseminar berufen habe. Dort wohnt er vorübergehend bei seinem Rimpärer Landsmann Pater Norbert Zürrlein CMM. Dann kommt er auf kleine Querelen zu sprechen, vor allem mit einer gewissen Frau M. S., die das Grab ihres Hundes bepflanzt habe und ihm, Schmitt, vorwerfe, er sei mitschuldig, dass man sie ins Nervenkrankenhaus gebracht habe. Jetzt aber habe sie alles bereut und ihn zu einer Flasche Wein eingeladen. "Des Friedens willen nehme ich es an." (Byo, 1. 11. 74).

Von den folgenden Brief-Auszügen – mit Ausnahme des allerletzten vom 30. November 1976 – liegen mir keine Kopien der Originalbriefe vor, sondern die von der Adressatin getippten Auszüge. Aber wie ich mich selber überzeugen konnte, sind diese Abschriften sehr korrekt und sehr genau angefertigt worden – natürlich als vorgegebene Auszüge. Die vollständigen Originalbriefe bzw. die vollständigen Kopien kenne ich nicht. Ich weiß auch nicht, was später, nach dem Tod von Aloysia Betzel mit diesen geschah. Noch zu ihren Lebzeiten hatte ich angeregt, alle Briefe Schmitts ans Archiv der Marianhiller in Rom abzutreten; sie hat es meines Wissens nicht getan. Ob in ihrem Testament etwas Diesbezügliches stand, entzieht sich meinen Kenntnissen. Schade, wenn die Briefe ganz verloren gegangen wären!

Aber – wie gesagt, wir haben die von der Adressatin korrekt angefertigten Auszüge. Und daraus stammen die folgenden Abschnitte.

Ende November 1974 erwähnt Schmitt einen, wahrscheinlich verloren gegangenen Brief, der wohl beim Flugzeugunglück in Nairobi verbrannt sein dürfte. Möglicherweise, so sinniert er, war es die gleiche Maschine, mit der er fünf/sechs Wochen früher geflogen war: "Nun, Gott hat mich noch erhalten für die Revision meiner mir noch zgedachten Lebenszeit." (Byo, 29. 11. 74)

Wohl nach seiner Gesundheit gefragt, antwortet er im nächsten Brief, es gehe ihm einigermaßen gut. Sein "gutes Aussehen" sage freilich nicht alles: "Ich fühle mein Alter mit seinen physische und geistigen Schwächen. Doch darf ich mich nicht beklagen. Mein Verhältnis zum Klerus ist freundschaftlich – und mit dem Bischof komme ich soweit gut zurecht. Jedenfalls ist der neue Bischof ein großer Gewinn für die Diözese. Davon bin ich fest überzeugt, und das freut mich ehrlich. Mehr und mehr wird mir klar, wie notwendig der Amtswechsel war ... " (Byo, 11. 12. 74)

In den kommenden Wochen und Monaten spricht Schmitt immer wieder einmal von seinen Verpflichtungen gegenüber der Bischofskonferenz. Er ist Vorsitzender der Schulkommission und Sekretär der Sitzungen. Dass er dafür immer noch viel Zeit aufwenden muss, gefällt ihm nicht. Auch drängte ihn sein Nachfolger, weiterhin im Diözesan-Rat mitzuwirken; man wolle auf seine langjährige Erfahrung nicht verzichten. "Zusammen mit anderen mir zgedachten Aufgaben wird mein Ruhestand doch ziemlich ausgefüllt sein", kommentiert er beiläufig. "Es kam mir schon so leise der Gedanke, vielleicht sollte ich doch

nicht (nach Rhodesien, d. Verf.) zurückgekommen sein. Nun bin ich aber da und so werde ich versuchen, das Meinige zutun, soweit und solange es meine Kräfte erlauben."

Von diesem Thema weg, schwenkt er auf das Wetter über: Es sei kalt, regne viel, "die armen Schwalben frieren und es täte bald Not, diese in ein wärmeres Klima zu verfrachten"; die Staudämme laufen über, selbst solche, die seit rund 20 Jahren nicht mehr voll waren! Es sei Advent; Weihnachten liege vor der Tür – und er werde wohl in den Feiertagen die meiste Zeit allein sein; "das schadet mir nicht; ich kann mich immer nützlich beschäftigen". (Parklands/Byo, 18. 12. 74)

In der Silvesternacht 1974/1975 hatte Bulawayo einen längeren Stromausfall; Schmitt muss den begonnenen Brief unterbrechen. An Neujahr fährt er fort, erzählt vom Streik der Seminaristen in Chishawasha bei Salisbury und den überzogenen Forderungen einiger schwarzer Führer; diese bestünden auf die vollständige Gleichberechtigung auf parlamentarischer Mehrheit. "Einmal wird das kommen. Aber ohne ein Übergangsstadium würde es verhängnisvoll für Land und Leute. Hoffen wir, dass man zur vernünftigen Einsicht kommt."

Dann kündigt er seinen Umzug ins Kleine Seminar von Bulawayo an und meint abschließend: "Es ist gerade herrliches Wetter. Das lockt mich noch vor dem Mittagessen ins Schulbad zu gehen. Bald habe ich keine Gelegenheit mehr." (Parklands/Byo, 31. 12. 74–1. 1. 75)

## **"Das Kreuz des Südens hat sich zur Seite gelegt"**

Auf seine ersten Erfahrungen und Eindrücke im Kleinen Seminar zurückkommend, meint Schmitt in seinem nächsten Brief, die Jungen seien noch etwas scheu "vor einem Bischof, der ich ja eben noch bin". (St. Bernard's/Byo, 22. 1. 75)

Am Fest des heiligen Thomas von Aquin, so in seinem folgenden Brief, werde er mit den Seminaristen die Messe feiern "und ihnen etwas über diesen Heiligen sagen, der sich bei seiner adeligen Familie durchsetzen musste, um Bettelmönch werden zu dürfen, vielleicht auch ein Beispiel für so manchen schwarzen Jungen, der auf Schwierigkeiten stößt ..." (St. Bernards/Byo, 28. 1. 75)

Fünf Monate später: "Die Sonne scheint, doch es ist kalt. Wir haben starken Temperaturwechsel ... Gestern Abend erlebte ich einen wirklich bezaubernden Sonnenuntergang hier am Ort. Fast der ganze Himmel, nicht nur der Westen, war in einer unbeschreiblichen Farbenpracht. Bei klarem Himmel gehe ich hin und wieder nachts aus dem Haus und bewundere die Sterne; der Skorpion ist soeben im Zenit ..." (Trenance/Byo, 10. 6. 75)

Gerade die letzte Bemerkung ist für jene, die Schmitt gut kannten, nichts Neues: Er war zeitlebens ein passionierter und kundiger "Sterngucker" – und immer wieder kam er darüber ins Staunen und Sich-Wundern über die Schönheit und Herrlichkeit der göttlichen Schöpfung.



Ein anderes "Schauspiel" war ein "riesiges Grasfeuer, wahrscheinlich absichtlich angezündet, aber nicht mehr unter Kontrolle". Der Bischof freut sich am Flammenmeer, fürchtet aber gleichzeitig, es könne ausarten und Menschen und Tieren schaden. Er weiß wohl, dass viele einheimische Landwirte und Viehzüchter in den afrikanischen Wintermonaten, also im Juli und August, gerne das Buschgras anzünden, damit nachher, nach dem Regen, das Grün umso besser spresse. Aber er ahnt auch, wie schnell Fahrlässigkeit mit solchen Buschbränden zur ernststen Gefahr werden kann.

Dann folgen noch ein paar ganz persönliche Anmerkungen: "Trotz Heizkörper habe ich kalte Füße. Es war überhaupt recht kalt in der vergangenen Woche, laut Zeitung der kälteste Juli seit 64 Jahren! Die Gärtner erlitten durch Frosteinbrüche empfindliche Schäden. Noch besitze ich keine Wärmflasche; für mich ein Fremdkörper im Bett ... Am Sonntag Abend war ich hungrig. Da es kalt war, wollte ich etwas Warmes essen. So machte ich mir ein italienisches Essen. Makkaroni mit geriebenem Käse; dazu ein Glas Bier. Es hat gemundet; ich werde es mir mal wieder zubereiten." (Trenance/Byo, 10. 7. und 26. 7. 75)

Ein anderes Mal machte er sich drei Rühreier: "Das Verfahren glückte auf der tanzenden Pfanne. Dazu hatte ich zwei Brötchen und eine Flasche Bier." Wiedermal wird deutlich, wie einfach und bescheiden dieser 70-jährige lebt! Er ist sich nicht zu gut, sein Abendessen gelegentlich selber zuzubereiten; er – der bislang nie kochen musste – lernt sehr schnell, sich auch in der Behelfsküche zurecht zu finden. Und er klagt nicht; im Gegenteil, er ist dabei recht zufrieden. (Vgl. Trenance/Byo, 26. 7. 75)

Es sind die "kleinen Dinge", die ihn bewegen und für die er ein Auge hat: "Im Garten blühen die Orangenbäume mit ihrem durchdringenden Duft. Tagsüber wird es bereits heiß, am Morgen bläst oft noch ein recht kalter Wind. Das Kreuz des Südens hat sich schon auf die Seite gelegt ..." (Parklands/Byo, 9. 9. 75)

In seinem Zimmer im Kleinen Seminar lebt Schmitt wie ein Eremit, ohne jeden Wandschmuck "außer einem Kruzifix. Mir gefällt das so." (St. Bernard's/Byo, 17. 9. 75)

Immer noch – auch nach fast 25 Jahren im Bischofsamt – scheut Schmitt die "publicity"; aber er weiß auch, dass er nicht einfach untertauchen kann, wenn andere mit und für ihn feiern wollen – zum Beispiel sein Silbernes Bischofsjubeläum. So lässt er auch die Vorbereitungen für diese Feier, die an Ostern stattfinden soll, zu.

Privat – wir wissen es – genießt er die Ruhe, das Stillesein, das Zu-sich-Kommen: "Innerlich drängt es mich mehr und mehr, meinen Lebensabend in Rhodesien zu verbringen. Eine Eingebung von oben? Ich weiß es nicht. Asketen meinen: ‚The time for taking it easy will be in heaven‘ (Die Zeit, es gelassener zu nehmen, käme erst im Himmel!)" – Er kommentiert nicht weiter. (Vgl. St. Bernard's/Byo, 24. 10. 75)

Im Januar 1976 zog Schmitt nochmals um – von Bulawayo nach Regina Mundi; dort, auf der Missionsstation am Gwaai-Fluss, standen ihm zwei kleine,

leere Räume zur Verfügung – in einem ein Bett; beide Zimmer in zwei verschiedenen, weit voneinander entfernten Gebäuden. Aber auch das stört den Alt-Bischof nicht. Eher schon die Hitze: "Kaum habe ich je soviel geschwitzt wie in diesen letzten Tagen – bei Tag und bei Nacht. Dazu plagen mich die Moskitos. Aber langsam passe ich mich der neuen Lage an – wie Rasieren im Dunkeln – und schon um 9.00 Uhr abends zu Bett gehen. Um 6.00 Uhr früh feiere ich die hl. Messe in der Schwesternkapelle – bei Kerzenlicht. Anwesend sind fünf Schwestern und acht Novizinnen sowie einige Kandidatinnen. Ich halte jedesmal eine kleine Predigt. Anschließend frühstücke ich im Pfarrhaus. Danach, völlig durchgeschwitzt, muss ich mich schon mal umziehen. Mittags lege ich mich etwas aufs Bett und trockne mein Hemd am Fenster ..." (Regina Mundi, 28. 1. 76)

Im gleichen Brief fallen wieder ein paar nüchterne, schier melancholische Worte: "Wenn ich so zurückblicke, muss ich eingestehen, dass ich als Missionsbischof in der Hauptaufgabe, einen einheimischen Klerus heranzubilden, versagt habe. Das bedrückt mich schon, und so wird auch die Jubiläumsfeier (an Ostern in der Kathedrale, am Ostermontag in St. Pius, d. Verf.) getrübt sein – eben wegen des schlechten Erfolgs. Aber mutlos bin ich nicht, sonst wäre ich ja nicht nach Rhodesien zurückgekehrt. Auch versuche ich noch einen kleinen Beitrag in der Diözese zu leisten." (Regina Mundi, 28. 1. 76)

## "Das Apostolat des Gebetes wäre so ein Ziel"

Mit der einheimischen Schwesterngemeinschaft in Regina Mundi steht es – nach Schmitts Beobachtungen – nicht zum Besten. Es fehle ihr an Vitalität; auch sei eine gewisse Rivalität von Seiten anderer Schwestern-Konvente, die ihrerseits Mädchen für ihre Kongregation gewinnen wollen, zu spüren. (Vgl. Regina Mundi, 27. 2. 76)

Auf die politisch-prekäre Lage in Rhodesien angesprochen, betont Schmitt, diese sei in den westlichen Medien oft überzogen und übertrieben dargestellt. Auch würden die Freischärler von Seiten der Kommunisten mit Waffen und Munition unterstützt; das könne noch schlimmer werden für Rhodesien. Aber es "bräuchte zu keiner blutigen Auseinandersetzung zu kommen, wenn Weiße und Schwarze wenigstens zu einem Kompromiss bereit wären".

Gesundheitlich gehe es ihm nicht so gut; mit seiner Ohrtrommel sei etwas nicht in Ordnung; er verliere oft das Gleichgewicht und ihm werde schwindlig bei schnellen Körper- oder Kopfbewegungen. "So kommt eben mit voranschreitendem Alter eine Gebrechlichkeit nach der anderen."

Mit einem Dankeschön für mehrere Hemden (eines habe er dem Bruder auf der Station weitergegeben) und Schokoladentafeln verbindet er dann noch einen Gedanken an einen eventuellen Heimaturlaub – im Anschluss an sein Silberjubiläum. Auf die Anfrage, er solle Wünsche äußern für persönliche Geschenke, stellt er trocken fest: "Weiß wirklich nicht, was ich mir wünschen könnte! Was brauche ich hier im Busch schon? Einige Bücher vielleicht ..."

Dazwischen stehen, schier ohne Übergang, die Worte: "Man wird mich nicht gleich erschießen, sollte es zu einem blutigen Kampf kommen. Aber fortlaufen, bevor es soweit kommt, geht auch nicht!" (Regina Mundi, 13. 3. 76)

Ein andermal ist von aufgeweichten Wegen die Rede und von Ernteschäden durch schweren Regen. Aber er hat die Fahrt in die Stadt doch gut überstanden; von dort schrieb er dann auch, wie froh er sei, nicht mehr die große Verantwortung eines amtierenden Missionsbischofs tragen zu müssen.

Nach seinem Heimaturlaub wolle er auf jeden Fall nach Rhodesien zurückkehren, "außer eine höhere Instanz würde mir Halt eingebieten. Die göttliche Vorsehung wird schon Wege wissen. Ich möchte nicht wie ein Flüchtling oder Mietling angesehen werden ... Sollte es wirklich zu einer Krise kommen, möchte ich auch die schwarzen Schwestern nicht einfach im Stich lassen. Noch habe ich, trotz mancher Schwierigkeiten, Hoffnung, etwas mit dieser kleinen Kommunität zu erreichen. Das Apostolat des Gebetes wäre so ein Ziel ..."  
(Parklands/Byo, 24. 3. 76)

## **Lebens-Rückblick & Selbst-Vorwürfe**

Noch einmal sinnt der Alt-Bischof über sein Leben nach – und kommt wieder zu einer – nach seiner Meinung – eher negativen Bilanz: "Ob ich, wie Du meinst, auch immer mein Bestes während meiner langen Amtszeit getan habe, ist fraglich. Ich habe bei weitem nicht den verantwortungsvollen Aufgaben entsprochen. Bei einem vorurteilsfreien Rückblick muss ich gestehen, dass ich in Vielem versagt habe. Wie eine Last drückt es auf mich. Um das Bischofsamt habe ich mich nicht beworben. Dieser Ruf kam vollständig unerwartet und, was bedenklicher ist, absolut unvorbereitet. Mein Versuch, mich von dieser Ernennung zu verschonen, blieb ganz erfolglos. Fühlte ich mich doch in jeder Beziehung als ungeeignet für diesen Posten. Nolens volens musste ich schließlich Ja sagen. Es blieb kein anderer Ausweg. So habe ich eben mit meinen schwachen Fähigkeiten im Jahr 1951 bei nervöser Zaghaftigkeit das unersehnte Amt in Bulawayo angetreten. Da stand ich nun wie der Ochs am Berg. Gut erinnere ich mich noch an die vielen Nachtstunden, die ich im ersten Amtsjahr verbringen musste, um mir Klarheit zu verschaffen über wichtige Fragen des Kirchenrechts und über anderes mehr. 25 Jahre habe ich dieses Amt schlecht und recht verwaltet. Mein großer Fehler war: zu wenig Gottvertrauen! So ging manches daneben. Möge Gott mir ein gnädiger Richter sein." (Regina Mundi, 27. 3. 76)

Erschütternde Worte eines Bischofs, den alle, die ihn kannten, in so guter Erinnerung haben! Erschütternd und zutiefst ergreifend. Man erinnert sich an die Bekenntnisse des heiligen Augustinus – oder die Alters-Erinnerungen vieler anderer Heiliger. Auch in der Gemeinschaft der Mariannahiller tauchen Parallelen auf: Abt Franz in seinen letzten Lebensjahren, nach seiner Amtsenthebung. Und Pater Bernhard Huss, der gerade gegen Ende seines Lebens eine eher pessimistische Sicht Südafrikas hatte – und Recht behielt!

Erstaunlich, bei Schmitt, vor allem seine Ehrlichkeit, seine Demut, sein Sichselber-Zurücknehmen! Er, der wirklich ein Vater für alle war, die in seinem Bistum wirkten, und um den auch nach 25 Jahren noch viele trauern, hätte keinen Grund gehabt, sich für seine Jahre als Missionsbischof zu entschuldigen. Seine "Leistungen" waren nicht so sehr die äußeren Errungenschaften, die Gebäude und pastoralen Zentren, sondern sein So-Sein – und seine Bereitschaft, mit den ihm gegebenen Talenten zu wuchern, für wie klein und mickrig er diese auch gehalten haben mag. In den Augen seiner Mitmenschen und Zeitzeugen bleibt er unvergessen.

Als Ian Smith im März 1976 ganz nahe bei Regina Mundi eine neue Brücke über den Gwaai-Fluss eröffnete, mussten Schulkinder und Lehrer der Station der feierlichen Handlung beiwohnen. Schmitt: "Ich habe mich dort nicht sehen lassen. Warum kannst Du Dir denken!" (Regina Mundi 27. 3. 76)

Die politische Großwetterlage Rhodesiens war auf eine Art Siedepunkt angekommen. Das Benzin war seit längerer Zeit rationiert. Dem Alt-Bischof standen gerade 55 Liter pro Monat zu – auf Marken. Größere Fahrten waren damit nicht mehr möglich. (Vgl. Regina Mundi, 3. 4. 76)

Sein letzter Brief vor seinem Heimflug, Montag in der Karwoche geschrieben, erwähnt eine kleine lokale Jubiläumsfeier in Regina Mundi. Pater Waldemar Regele CMM war eigens von Fatima-Mission gekommen, um die Festpredigt zu halten. "Er hat es gut gemacht", lobt Schmitt. Dann erwägt er eine Pilgerreise nach Lourdes. Aber mehr wolle er nicht unternehmen. Reisen strenge an: "Als junger Mensch wollte ich (immer) reisen, aber da bot sich keine Gelegenheit. Jetzt im Alter finde ich das Reisen beschwerlich." (Regina Mundi, 12. 4. 76)

Für die nächsten sechs Monate entfallen alle Briefe; der Bischof war in Europa, mehrmals auch im Taunus. Der mündliche Austausch ersetzte den schriftlichen. Erst Ende November, nach dem Rückflug, kommt ein Lebenszeichen. Der Flug (Rom, Lissabon, Johannesburg, Bulawayo) sei normal verlaufen. Auf dem Jan Smuts Airport habe er sich fünf Stunden gelangweilt, ehe er mit einer kleinen Maschine weiterfliegen konnte. Es war abends 20.20 Uhr, als er ankam, von Bischof Karlen selbst begrüßt. Bei den Schwestern in Parklands gab's noch einen kühlen Trunk ("Es ist wirklich heiß hier, 33 Grad; schon in Johannesburg musste ich meine Strickweste ablegen."); dann konnte er sich endlich ausruhen. Ein paar Tage später fuhr er über St. Luke's nach Regina Mundi zurück; wir wissen heute, es war der gleiche Weg, der ihm knapp vierzehn Tage später zum Verhängnis werden sollte! Schmitt beschließt seinen Brief mit den persönlichen Worten an die beiden Schwestern im Taunus: "Euch beiden möchte ich nochmals recht herzlich danken für all das Liebe und Gute, das Ihr mir in so reichlichem Maße erwiesen habt. Gott sei mit Euch!" (Parklands, 23. 11. 76)

Das war Schmitts vor-letzter Brief in den Taunus. Sein letzter, am 30. 11. geschrieben, kam erst nach seiner Ermordung dort an.

## "Es wird ungemütlich auf den Busch-Straßen"

"Am Freitag, den 26. November kam ich hier an", schreibt er aus Regina Mundi. "Nach Rücksprache mit dem Bischof werde ich weiterhin die eingeborenen Schwestern-Kommunität seelsorgerlich betreuen. Langsam muss ich mich wieder eingewöhnen – nach der langen Unterbrechung (er meint seinen Heimaturlaub in Deutschland, d. Verf.). Die Zahl der Novizinnen ist von acht auf fünf zurückgegangen; zwei Professen haben um Dispens von ihren Gelübden eingegeben. So wird das Häuflein Schwestern eher kleiner als größer. Wie soll es weiter gehen? fragt sich auch Bischof Karlen. Ich möchte versuchen, auch mit der nur kleinen Gruppe weiter zu machen, wenigstens experimentell. Freilich habe ich in meinem Alter nicht mehr die dazu gehörige Schwungkraft, wie bereits ein einheimischer Priester, nicht ganz ohne Grund, bemerkt hat. Immerhin, mit der Zeit kommt Rat.

Zur Zeit ist es hier sehr warm, zwischen 30 und 40 Grad. Hin und wieder zeigen sich Wolken am Himmel; es blitzt und donnert auch schon mal, aber bis jetzt hatten wir noch sehr wenig Regen. Nicht ohne Gefahr ist auch unser Gwaai-Bezirk. Am Samstag Morgen, bei hellichem Tag, wurde unser Nachbar, Kaufladen-Besitzer und Postbeamter (die einzige weiße Familie in der Umgebung) von sogenannten Terroristen überfallen und schwer verwundet. Dr. Davis-Ziegler fungierte als Notarzt, bis die Verwundeten mit dem Hubschrauber ins Krankenhaus nach Bulawayo eingeliefert werden konnten. Schrecken erfasste uns alle, besonders den Rektor der Mission, der einen Angriff auf die Missionsstation befürchtete. Die Polizei hat die Täter nicht ausfindig machen können. Trotz der Verhandlungen in Genf (Wir erinnern uns: damals waren Mugabe und Nkomo bei der UNO in Genf, wo über Rhodesien und seine politische Zukunft verhandelt wurde; d. Verf.) geht der Kleinkrieg nicht nur an der Landesgrenze weiter. Man fragt sich, ob die Schwarzen überhaupt den Willen haben, den Guerillakampf einzustellen – vielleicht geschürt von außen. Es wird ungemütlich, allein auf den Buschstraßen zu fahren. Rhodesien erntet jetzt die Folgen der einseitigen Unabhängigkeits-Erklärung und der Rassenpolitik. Doch dürfen wir die Hoffnung auf eine friedliche Auseinandersetzung nicht ganz aufgeben. Beten wir mit dem Psalmisten: ‚Unsere Seele harret auf den Herrn. Er ist unsere Hilfe, unser Schild.‘ Noch wissen wir nicht, was mit dem Gwaai-Postamt geschieht; wie sich die Post-Abfertigung und Post-Ablieferung in Zukunft gestalten wird. Seit heute hat sich ein Bruder des Verwundeten vorläufig bereit erklärt, den Laden und die Post zu besorgen. Bewaffnet bedient er die Kunden. Diese Zeilen dürften morgen am Gwaai-Postamt abgehen; so nehme ich wenigstens an. Herzlichst mit allen guten Wünschen ..." (Regina Mundi, 30. 11. 76)

Das war Schmitts letzter in den Taunus abgeschickter Brief; er erreichte Frau Betzel erst fünf Tage nach seinem gewaltsamen Tod.

Mir lag zu diesem, wie üblich handgeschriebenen Brief eine Fotokopie vor. Das Original selbst konnte ich nicht einsehen.

Damit schließt sich der Reigen der Brief Auszüge – und auch die Chance, die Persönlichkeit des Ermordeten tiefer zu erfassen und nachhaltiger zu begreifen. Eines darf bzw. muss hier gesagt werden: Ohne diese Briefe (an Dr. Davis-Ziegler wie an Frau Aloysia Betzel und ihre Schwester) wäre das Lebensbild um viele Mosaiksteinchen ärmer ausgefallen. Es beweist einmal mehr: Briefe legen einen Teil der Seele dessen frei, der sie schrieb; sie sind – neben Tagebüchern – die vielleicht wertvollsten schriftlichen Zeugnisse eines Menschen überhaupt.

## Die Meinungen einiger Zeitzeugen

### Bischof Schmitt – ein Mosaikbild derer, die ihn kannten

#### "Bleibe in Rom, wer will – ich gehe in den Busch"

Nach einem längeren Einkaufsbummel in Rom – es war im November 1976

– sagte Adolph Gregor Schmitt, kurz vor seinem Rückflug nach Rhodesien, wo er Anfang Dezember desselben Jahres ermordet wurde: "Bleibe in Rom, wer will; ich gehe in den Busch!" (Überliefert von A. Betzel, Hofheim)

Am Christkönigsfest 1976 hatte Schmitt eine Einladung, im Germanikum mit den jungen Theologen und ihren Professoren über die Lage in Rhodesien zu diskutieren. Pater Georg Lautenschlager und Pater Timotheus Kempf, beide Mariannahiller Missionare, waren dabei. Schmitt gab einen Überblick zu den politischen, wirtschaftlichen und religiösen Problemen. Es kam eine sehr lebendige Diskussion zustande. Zum Schluss sagte der Alt-Bischof von Bulawayo, er gehe trotz Unruhen nach Rhodesien zurück; dort sei er daheim; dort werde er noch gebraucht: "Wissen Sie, ich will kein Mietling sein. Niemand soll sagen, ich sei der Gefahr ausgewichen." – Das machte auf die Germaniker einen bleibenden Eindruck. Um so mehr waren sie erschüttert, als ein paar Wochen später die Ermordung Schmitts durch die Weltpresse ging. (Vgl. T. Kempf an W. Regele)

Ob er den Tod ahnte? Auf dem Rhein-Main-Flughafen in Frankfurt hatte er sich im Oktober 1976 von Bekannten verabschiedet, die wissen wollten, ob sie ihn wieder sehn würden: "Ja, wenn sie mich nicht erschießen!" (Vgl. A. Betzel, Hofheim) – Ein andermal hatte er es ähnlich formuliert: "Wenn sie mich erschießen, muss ich es annehmen." (s. o.)

Schon in den 60er-Jahren hatte der Journalist Rowland Fothergill in einem Porträt Schmitts geschrieben, dieser Bischof lebe äußerst einfach und bescheiden; er habe keinen eigenen Haushalt und nehme seine Mahlzeiten mit den anderen Missionaren ein, weil er damit Geld einsparen könne. Er lese gerne, komme aber kaum dazu; er höre mit Vorliebe klassische Musik oder spiele schon mal Karten mit seinen Mitbrüdern (Schafkopf!) Am glücklichsten sei er aber, wenn er den nächtlichen Sternenhimmel studiere: Er habe ein ,three-inch

telescope', womit er in das weite unbekannte All gucke, den Lauf der Planeten studiere, den Mond beobachte und die Satelliten vorbeiflitzen sehe. An Sport sei er weniger interessiert, allenfalls daran, hin und wieder ins Schwimmbad zu gehen. Wie alle Kirchenmänner in Afrika trage auch Schmitt seine "Kreuze". Aber die würden ihn nicht lange niederdrücken: "Schon bald hellt sich sein strenges, aber schönes Gesicht auf und verwandelt sich in ein bübisches Lächeln – und schon meint man, er wäre daheim in Bayern, wo er schon als Achtjähriger mit dem Gedanken spielte, einmal Gott in Afrika zu dienen." (The Shield, 12/66)

"Ein Missionsbischof sitzt oft stundenlang an seiner Schreibmaschine, um Berichte abzufassen. Sprachschwierigkeiten sind wenigstens anfangs das große Kreuz eines Missionars. Unser Bischof Adolph hat oft diese Last empfunden – und die Frage gestellt: Warum hat man mich zum Bischof gemacht? Eine Frage, die ich ihm sehr wohl nachfühlen konnte ... Der liebe Gott hat seine Arbeit sichtlich gesegnet. Er war beliebt bei Schwarz und Weiß." (Andreas Bausenwein, Empandeni 19. 5. 77)

In einem mehrseitigen Essay skizziert Pater Bausenwein [wie Schmitt aus Rimpar] seinen Cousin folgendermaßen: "Der Bischof hatte gute Kontakte zu Schwarzen wie Weißen; er war volkstümlich; man fühlte sich wohl in seiner Gegenwart; man durfte seine Meinung sagen – und er hörte zu. Junge Mütter bestürmten ihn gerne, um ihre Babys segnen zu lassen. – Sein Verhältnis zum Klerus war durchaus freundschaftlich, von Sympathie getragen, aber er erwartete von jedermann, dass er seine Pflichten tue, gewissenhaft. Gewiss, kein Bischof kann es allen recht machen. Zuweilen müssen unpopuläre Entscheidungen getroffen werden. Er (Schmitt) litt sehr unter unfairer Kritik, auch weil er ein bisschen melancholischer Natur war. Aber er war immer dankbar für offene Diskussionen, auch wenn man nicht seine Meinung teilte ... – Sein persönlicher Lebensstil hätte nicht einfacher sein können; diesbezüglich bewunderten ihn sogar die jungen Theologen im Priesterseminar. Er hatte kein eigenes Haus, keinen Chauffeur – und jahrelang auch keinen Privatsekretär ..." (A. Bausenwein, undatiertes in englischer Sprache geschriebenes Essay; um 1978)

### **Nach außen streng, privat ein liebevoller Vater**

"Bischof Schmitt war für kurze Zeit mein Assistent. Als Spiritual für die Buben im Kleinen Seminar; das war nach seiner Abdankung, um 1974/75. Etwas Besonderes über ihn wüsste ich nicht zu berichten – nur dass er so demütig und schlicht war; dass er nie herrschen wollte, sondern helfen ... Er nahm viele Unbequemlichkeiten in Kauf, denn wir hatten keine Schwestern, die für uns gesorgt hätten, sondern nur die Frau unseres Koches; sie besorgte uns die Wäsche. Abends kam er (Schmitt) manchmal zu mir ins Büro und sagte: ‚Ich hab noch einen Mordsdurst!‘ Dann fragte er, ob er ein Bier haben könnte. Manchmal blieb er dann ein wenig länger sitzen und erzählte von seinen Schwierigkeiten

damals, als er als Bischof hierher kam und wegen jeder Kleinigkeit fragen und betteln musste. Dann murmelte er manchmal: Heute würde ich manches anders machen; aber damals!?" (Norbert Zürrlein – in persönlichen Gesprächen mit und einem Brief an d. Verf. vom 29. 1. 80)

"Als ich nach Rhodesien kam, hatte ich sofort einen guten Eindruck von Bischof Schmitt; ich glaube, er mochte mich ganz gut leiden. So fühlte ich es. Vielleicht, weil ich Amerikaner bin; auch er war amerikanischer Staatsbürger. Als ich meine Haare und meinen Bart wachsen ließ, mochte er das gar nicht. Öffentlich war er zunehmend kritischer mir gegenüber. Einmal sagte er: ‚Du bist zu unabhängig!‘ Ich dankte für dieses Kompliment, und er lächelte. Einmal kam er zu mir nach Embakwe und rügte und korrigierte einige meiner Praktiken – zum Beispiel das Erteilen der General-Absolution und der Kommunion (für Gläubige) unter beiden Gestalten. Wir hatten eine heiße Diskussion, aber er hat mich nie persönlich angegriffen. Er stimmte mir nicht zu, respektierte mich aber sonst. Ein anderes Mal – ich war noch in Embakwe – hatte er neue Richtlinien zur Taufvorbereitung herausgegeben. Ich hielt sie für diskriminierend, weil die für Afrikaner länger sein sollten als die für Europäer. Das schrieb ich ihm. Seine Antwort überraschte mich: Er entschuldigte sich und versprach, die Angelegenheit beim nächsten Treffen seinen Räten vorzutragen. Und so kam es denn auch; die Direktiven wurden zurückgezogen. – Grundsätzlich hatte ich den Eindruck, es war besser, ihn privat anzugehen als öffentlich. Nach außen gab er sich als strenger Oberhirte; privat zeigte er sich als ein liebevoller Vater. Schade, dass ich ihn nicht mehr gesehen habe nach seiner Rückkehr aus Europa. Er starb, ehe sich unsere Wege wieder kreuzten; ich habe seinen Sarg mitgetragen – auf dem Weg zum Friedhof." (Andrew Heier – in einem Privatbrief an d. Verf. vom 25. 5.78)

Ein anderer Mitbruder, ein wesentlich älterer als Schmitt, den dieser aber sehr schätzte, war Pater Konrad Atzwanger. Auf seine Initiative hin wurde die Rund- oder Kral-Kirche von Regina Mundi errichtet; ein sakraler Steinbau mit einem eigens für dieses Gotteshaus entworfenen Dachstuhl. Bischof Schmitt liebte diese Buschkirche sehr; hier feierte er noch am Tag seiner Ermordung die heilige Messe.

Der aus Südtirol stammende Atzwanger war persönlich ein äußerst sparsamer Mann; er lebte asketisch, schier ärmlich. Diesbezüglich waren beide sich nahe. Eine kleine Begebenheit soll das belegen. Atzwanger schreibt: "Als mein jüngerer Bruder Karl mich in St. Luke's Mission besuchte, bot sich Bischof Schmitt an, uns zu den Victoriafällen und ins Wankie-Tier-Reservat zu fahren. Nebenbei bemerkte er, dass er dafür keinerlei Missionsgelder verwende, sondern ein persönliches Geschenk von seiner Mutter. – Es war eine schöne Reise, und mein Bruder war sehr erbaut von der einfachen, liebenswürdigen Freundlichkeit des Bischofs." (Aus einem an den Verf. gerichteten Brief vom 19. 2. 78, geschrieben in Macheke/Rhodesien)



Von einer anderen Begebenheit berichtet Pater Atzwanger in einem undatierten Schreiben, wahrscheinlich vom Osterdienstag 1978: Schmitt sei allein mit dem Auto unterwegs gewesen – von Bulawayo nach Regina Mundi. Zur Firmung. Auf dem Heimweg – über St. Luke's – kam sein Wagen ins Rutschen; der Wüstensand auf der Buschstraße machte ein Vorwärtskommen schwierig. Plötzlich griffen die Räder nicht mehr. Schmitt suchte Reisig und kleinere Baumäste, schaufelte den Sand zwischen den Hinterrädern frei und probierte es. Es ging, mühsam; doch nach ein paar Metern stak er wieder fest. Jetzt legte er den kleinen Teppichläufer, der im Auto lag, vor die Räder; so schaffte er jeweils ein kurzes Stückchen – bis der Teppich abgefahren war. Insgesamt werkelte der Bischof, der ja allein war, drei Stunden. Erst dann wurde der Weg wieder einigermaßen fahrbar. Inzwischen war aber das Kühlerwasser völlig verdampft. Da erinnerte sich der Bischof an eine letzte Flasche Bier, die er als Reserve im Gepäckraum des Autos hatte. Mit Bier im Kühler – und ein paar Stoßgebeten auf den Lippen – erreichte er schließlich Luke's, wo man ihm gerne weiterhalf.

Ein anderes Mal – es war zur Einweihung der Rundkirche – wurde die Geduld vieler auf die Probe gestellt. Die Zeremonie dauerte an die vier Stunden. Andrew Dube, damals Lehrer in Regina Mundi, später zum Priester geweiht, hatte die liturgischen Gesänge einstudiert. Zuerst musste ein großes Aschekreuz über den ganzen Kirchenboden gezeichnet werden – versehen mit den griechischen und lateinischen Buchstaben. Die assistierenden Priester konnten nach ein paar Stunden nicht mehr; sie fuhren über Tjoloto nach Bulawayo zurück. Nur der Bischof hielt durch – ohne zu hasten – und sein Zeremonienmeister Pater Amadeus Kuonen. Sie kehrten erst am Spätnachmittag in die Stadt zurück. Dort stellten sie fest, dass die anderen drei Mitbrüder, die vorzeitig Regina Mundi verlassen hatten, noch nicht angekommen waren. Wie sich später herausstellte, hatten sie sich verfahren. Es waren Afrika-Neulinge; von den Tücken der Buschstraßen hatten sie wenig Ahnung. Bischof Schmitt hielt ihnen keine Predigt, wohl aber schmunzelte er zufrieden: Manchmal komme der früher ans Ziel, der sich mehr Zeit lasse – auch für Gott!

Anfang der 60-er Jahre (des 20. Jahrhunderts) mussten in Bulawayo vier Kirchen gebaut werden. Neue Eingeborenen-Viertel schossen wie Pilze aus dem Boden. Aber woher das Geld nehmen? Pater Atzwanger erinnerte sich: Damals bekam jeder Schweizer Missionar sechstausend Franken – für Missionszwecke. Wir hatten drei Schweizer Mitbrüder in der Diözese. Das heißt, es standen 18 000 Franken zur Verfügung. Damit baute Bischof Schmitt vier Kirchen. Ein katholischer Architekt entwarf die Pläne – ohne ein Honorar zu verlangen. Die Stahlkonstruktion für Dach und Wände wurde für alle vier Bauten verwendet; es waren sozusagen, "Serienkirchen". Aber das störte den Bischof nicht: Hauptsache, die Gläubigen hatten vier Gotteshäuser – und er keine Schulden! Wenn immer später kritische Worte über die Kirchen geäußert wurden, pflegte Schmitt zu sagen: "Wer mir kein Geld zur Verfügung stellt, um bessere, schönere Kirchen zu bauen, hat auch kein Recht, jetzt die Nase zu rümpfen!" (Vgl.

Gespräch zw. Pater Atzwanger und d. Verf. sowie dem schriftlichen Bericht des Erstgenannten)

Ehe wir die bischöflichen Kollegen Schmitts zu Wort kommen lassen, noch ein knappes, aber prägnantes "Urteil" aus dem Mund des ersten einheimischen Priesters in Matabeleland: "Bischof Schmitt hatte gewiss auch seine Schwächen – wie jedermann, aber er war niemals grob; er tyrannisierte keinen, sondern war immer ein Gentleman." (B. Ndlovu in einem Brief an d. Verf. vom 12. 4. 78)

## **Bischöfliche Reverenzen über den ermordeten Mitbruder**

Ich habe alle Bischöfe angeschrieben bzw. über meinen Onkel, Pater Calasanz Josef Hofmann, der damals im Bistum Bulawayo tätig war, anschreiben lassen und sie um einen kurzen Beitrag über Bischof Schmitt gebeten. Ihre Antworten kamen prompt – und waren durch die Bank wohlwollend in ihren Aussagen.

Ignatius Prieto, Bischof von Wankie, ein gebürtiger Spanier und guter Freund Schmitts, schrieb: "Er war die Höflichkeit in Person und er zog es vor, Härte und Enttäuschung schweigend hinzunehmen, als einen Menschen zu verletzen oder zu enttäuschen. Er glaubte an die Medizin der Barmherzigkeit und der Freundlichkeit. Er war bescheiden, von seinem Wesen her. Privat ließ er öfters durchblicken, dass er es nie verstehen konnte, warum man ihn zum Bischof gemacht hat. Da ich um seine Errungenschaften wusste, haben mich diese seine Äußerungen immer erstaunt. Er war tief spirituell – und stets forderte er geistige Werte als erste und wichtigste Eigenschaften eines Priesters oder Religiösen. Wir Mit-Bischöfe bewunderten ihn diesbezüglich; manchmal zogen wir ihn damit auf, aber auf liebevolle Weise ... Ich weiß nicht, ob er je in die Liste der offiziellen Märtyrer aufgenommen wird; für mich war er einer – und in diesem Sinne bete ich zu ihm für dieses Land in dieser gegenwärtigen Lage ..." (I. Prieto, Brief an C. Hofmann vom 24. 4. 78)

Aloysius Haene, Alt-Bischof von Gwelo, ein Schweizer Bethlehem-Missionar, antwortete wie folgt: "Zwei Dinge berührten mich bei Bischof Schmitt als groß oder sogar heroisch: Das eine – seine Fähigkeit, Leiden zu ertragen, die ihn über Jahre bedrückt und beschwert haben. Nur ein Mann des Glaubens, in Einheit mit unserem Herrn, kann Solches aushalten, trotz steter Schmerzen. Sein tiefes Gebetsleben half ihm dabei zu echter Größe. – Das Zweite ist dies: Wenn wir Bischöfe Erklärungen abgaben oder Hirtenbriefe, die mitunter sehr offen und deutlich waren in ihrem Protest gegen die (weiße) Regierung oder deren Gesetze, die die Afrikaner diskriminierten, dann war er, Schmitt, immer auf unserer Seite, obwohl er wusste, dass er dafür in Bulawayo, vor allem von den weißen Gläubigen, oder schlimmer noch, von seinen eigenen Missionaren, Schläge und Kritik würde einstecken müssen. Diesbezüglich war er wirklich sehr tapfer." (A. Haene, Brief an C. Hofmann vom 10. 4. 78)

Seinem zweiseitigen Antwortschreiben heftete Erzbischof Francis Markall SJ von Salisbury auch die gemeinsame Erklärung der Rhodesischen Katholischen

Bischofskonferenz an, worin sie zur Ermordung Schmitts und der beiden anderen Missionare Stellung nahmen. Sie bezogen sich dabei auch auf das Interview, das Schmitt im Sommer 1976 für das Missionsmagazin "mariannahill" in Köln gegeben hatte (s. o.) und erwähnten zudem, dass eine sehr viel längere Version desselben im Rhodesian Herald am 13. Dezember 76 erschienen sei.

In seinem persönlichen Begleitschreiben nannte Markall den ermordeten Mitbruder "einen Freund, für den er immer schon große Bewunderung hatte und dem er echten Respekt" entgegengebracht habe. Er habe Schmitt erstmals am 8. September 1956 kennengelernt – anlässlich seiner eigenen Ordination zum Koadjutor von Salisbury. Schmitt sei ein sehr loyales Mitglied der Hierarchie wie der Bischofskonferenz gewesen – und ein gewissenhafter Vorsitzender der bischöflichen Kommission für Bildung und Erziehung. Trotz seiner nicht gerade robusten Gesundheit, vor allem in den Jahren vor seiner Resignation, habe er regelmäßig an den gemeinsamen Sitzungen teilgenommen. Häufig habe er mit ihm, Markall, die folgenden Themen erörtert:

1. Errichtung eines Kleinen Seminars für Bulawayo; dabei habe ihn stets bedrückt, dass die Zahl der Priesterkandidaten so klein blieb.
2. Ein anderes Thema seien die Ordensberufe gewesen, vor allem im Hinblick auf die von ihm selbst gegründete Gemeinschaft von einheimischen Schwestern.
3. Große Sorge habe ihm die Erhaltung und der Auf- und Ausbau der Missionsstationen gemacht, vor allem auch die riesige Farm von Empandeni, die Wasser-Versorgung, das Errichten von Dämmen, die Schulen und Hospitäler sowie die Not, Ärzte/innen und Schwestern für die Krankenhäuser zu bekommen.
4. Der Bau und die Unterhaltung der Gotteshäuser in Bulawayo sei ein weiteres Sorgenkind des Bischofs gewesen. Davon war schon wiederholt die Rede.
5. Als letzten Schwerpunkt markiert Markall die Übersetzungen liturgischer Bücher (Bibel, Messtexte, Katechismen) in die Sindebele-Sprache. Dabei habe Schmitt auch mit der nicht-katholischen Bibel-Gesellschaft zusammen gearbeitet. Sehr erfolgreich sogar!

Typisch für Schmitt sei auch gewesen, dass er über Jahre sehr einfach gewohnt habe, dann aber, ehe sein Nachfolger eintraf, für den ein passenderes und angemesseneres Haus bauen ließ. Markall schließt seinen Bericht mit dem Hinweis: "In seinem Tod wie in seinem Leben hat er Zeugnis gegeben von der Wahrheit – gemäß dem Gebet Christi an seinen himmlischen Vater: „Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, damit sie eins sind wie wir ... Heilige sie in der Wahrheit; dein Wort ist Wahrheit. Wie du mich in die Welt gesandt hast, so habe auch ich sie in die Welt gesandt. Und ich heilige mich für sie, damit auch sie in der Wahrheit geheiligt sind. Jh 17,11–19." (F. Markall, Brief an d. Verf. vom 13. 5. 78)

## Der Nordire über den Unterfranken

Den mit Abstand längsten Brief erhielt ich von Bischof Donal Lamont aus Ballinteer/Dublin; dort lebte er, vorübergehend, im Exil. Die weiße Regierung von Salisbury hatte ihn des Landes verwiesen und in seine nordirische Heimat zurückgeschickt.

Lamont über Schmitt: "Woran ich mich besonders erinnere, wenn ich an ihn denke, ist dies: Sein freundlich-mildes Wesen und seine ängstliche Sorge, ja niemanden zu beleidigen! Jemand – vielleicht war es Kardinal Newman – hat den Gentleman so definiert: Einer, der nie absichtlich beleidigt! Bischof Schmitt war skrupulös darauf bedacht, niemandem weh zu tun. Er war besonders lieb und geduldig mir gegenüber, trotz meiner Ansichten, die er zuweilen für extrem gehalten haben muss. Ich mag bei ihm den Eindruck der Arroganz erweckt haben in der Art und Weise, wie ich meine Meinung offenlegte. Aber er zeigte nie ein Zeichen von Ungeduld mit mir und respektierte stets mein Recht, anderer Meinung zu sein. Auch hörte ich ihn nie über sonst jemand lieblos sprechen. Im Gegenteil, er schwieg lieber, anstatt lieblos zu reagieren. Dass ein solch freundlicher Mensch auf so gewaltsame Weise ums Leben kommen sollte, macht die Tragödie seines Todes um so schrecklicher ..."

Dann, um Schmitts Persönlichkeit von einer anderen Seite zu beleuchten, vergleicht er ihn mit seinem Vorgänger Ignatius Arnoz: "Der alte Bischof war streng, um nicht zu sagen diktatorisch. Ich erinnere mich an einen Vorfall, als ich von ihm gemaßregelt wurde. Das kam so: Ich las die heilige Messe im Privathaus von Dr. Mellerick in Plumtree. Da hat mich Arnoz sogar Bischof Chichester reportiert und sich beschwert. Ich musste mich entschuldigen, weil ich vergessen hatte, Arnoz vorher um Erlaubnis zu fragen, dachte ich doch, dies sei überflüssig, weil die Patres an der Dompfarrei in Bulawayo Bescheid wussten und mir sogar den Messkoffer hergerichtet hatten. Bischof Schmitt war Nachfolger dieses Mannes – mit dieser Mentalität! Temperamentsmässig waren beide Erdpole voneinander entfernt."

Ein anderes "Problem" für Schmitt war seine deutsche Herkunft. Lamont beschreibt die Weißen – auch die weißen Katholiken – in Rhodesien als "britischer als die Briten" – und so müsse es für Schmitt, der zwar einen amerikanischen Pass hatte, aber doch Deutscher war, besonders hart gewesen sein.

Dazu sei die stete Unsicherheit seiner selbst gekommen, vor allem wenn es darum ging, öffentliche Erklärungen abzugeben. "Dann war er gespalten zwischen zwei Loyalitäten – gegenüber der Bischofskonferenz auf der einen und dem Klerus von Bulawayo auf der andern Seite. All das trug zu einer Art Minderwertigkeitskomplex bei. Er hat nie die volle Größe seiner Persönlichkeit erreicht, nie die Führungskraft, die seine Gelehrtheit und seine Ehrlichkeit mitgetragen hätten, wäre er in anderer Umgebung aufgeblüht ..."

Was Schmitt besonders schmerzte, so Lamont, war die Tatsache, dass er der weißen Regierung gegenüber sehr vorsichtig sein musste, da ja von ihr abhing,

ob weitere Missionare ins Land gelassen würden – Missionare aus Deutschland und Österreich, aus Holland und der Schweiz – oder auch aus Amerika. Hinzu kam, dass ausgerechnet jene weißen Missionskräfte, die Englisch als Muttersprache hatten, zuweilen rassistische Tendenzen aufwiesen, anstatt für die Gleichheit und Würde aller Rassen zu kämpfen.

Auf Bischofskonferenzen war Schmitt sehr loyal – und meistens wirkte er recht ernst und angestrengt. Ausnahmen waren die gemütlichen Zusammenkünfte nach getaner Arbeit. Lamont: "Dann konnte er echt loslassen. Ich glaube, ich habe ihn nie singen hören, aber er war immer für ein paar humorvolle Episoden um Bischof Chichester zu haben, den er übrigens sehr bewunderte. Mit einem Krug Bier neben sich, war Schmitt ein anderer Mensch. – Vielleicht sollte ich zum Schluss nochmals betonen: Er schwieg, wenn es um die Fehler und Schwächen anderer ging; er schwieg auch – sein eigenes physisches Leiden betreffend. Dieses ertrug er, ohne zu klagen. Aber ganz oben in meiner Erinnerung an ihn steht, wie gesagt, sein freundlich-mildes Wesen; auf ihn könnte man Shakespeares Worte ummünzen: "His life was gentle, and the elements so mixed in him that nature might stand up and say to all the world: This was a man!" (D. Lamont, Brief an d. Verf. vom 31. 3. 78)

Auf den Nordiren Lamont jetzt zum Abschluss bischöflicher "Reverenzen" ein paar Sätze von Pius Ncube – damals, 1978, als er sie schrieb, einfacher Diözesanpriester von Bulawayo, später Generalvikar, heute Erzbischof dieser Stadt. Sein Beitrag liegt mir handschriftlich vor:

"Bischof Schmitt war ein einfacher, herzlicher und würdiger Mensch. Ich bezeuge das mit 13-jährigem ‚Wissen‘ um ihn, meistens als Seminarist, ein paar Jahre auch als Priester. Wenn ich sage, er war ‚einfach‘, dann meine ich, er hat nicht viel über sich selber nachgedacht, noch hat er viel für sich gebraucht. Seine Sorge galt der katholischen Kirche in Matabeleland und der Heranbildung einheimischer Priester. Letztere waren sein großer Traum, und in seinen Predigten, Gesprächen und Rats-Sitzungen wurde überdeutlich, dass es ihm vor allem um die Rekrutierung des Ortsklerus ging. Die eine große Demütigung, die er gespürt haben muss, war die Tatsache, dass er kein Sindebele sprechen konnte, die lokale Sprache der Eingeborenen hier. Er sagte uns immer wieder, dass er seine Ordensoberen gebeten hatte, ihn in die Mission gehen zu lassen; das war lange bevor er Bischof wurde. Aber er habe nie Bischof werden wollen. Das verursachte ihm viel Leid. Doch seine Herzlichkeit (gegenüber den Menschen) machte vieles wett, auch seine fehlenden Sindebele-Kenntnisse. Bischof Schmitt war warmherzig und freundlich. Mit ihm zusammenkommen, war soviel wie vom kalten, windigen Regen in ein Haus mit wärmendem Kaminfeuer eintreten. Er hatte ein Herz für alle: Jung und Alt, Priester und Laien, Einfache und Gelehrte.

Einmal pro Semester besuchte er uns im Priesterseminar, auch um uns zu ermutigen. Die Seminaristen aus anderen Diözesen sahen das auch. Schmitt betonte uns gegenüber, wir sollten gute Priester werden. Als Beispiel nannte er

uns Father Bernard Ndlovu, den ersten afrikanischen Priester der Diözese Bulawayo, der 1958 geweiht worden war. Er sagte, wenn wir seinem (Father Bernards) Beispiel folgten, dann dürfe die katholische Kirche in Matabeleland stolz auf uns sein.

Bischof Schmitt war eine respektvolle Person. Eine Vaterfigur. Wenn er predigte, meist über einen Dolmetscher, so riss er die Leute mit. Niemand würde einschlafen; alle Augen waren auf ihm gerichtet – so lebendig und eindringlich war seine Stimme; sie klang wie Gottes donnernde Botschaft. Er belehrte, betonte, überzeugte – und gegen Ende seiner Predigten pflegte er fast immer zu sagen: Wir brauchen Priester, liebe Leute. Darum betet um Berufe. Wir brauchen Priester. Gebt sie uns!

Wenn wir Seminaristen ihm schrieben – oft kritische Themen aufgreifend – dann mühte er sich, unsere Ängste und Fragen zu verstehen. Ja, Bischof Schmitt war ein Mann, den man nicht vergisst. Ich bin sicher, er wird auch im Himmel noch für uns beten und sich um uns Sorgen machen – vielleicht zusammen mit Pater Possenti. Ich meine, in diesen unsicheren Tagen sollten wir beten: Bischof Schmitt und Pater Possenti, seid ihr unsere Fürsprecher bei Gott!" (P. Ncube, *Empandeni*, 5. 3. 78)

Auch dieser Beitrag – wie alle vorausgehenden bischöflichen Brief-Berichte – ist in englischer Sprache abgefasst. Ich habe zum Teil frei übersetzt, aber mich immer am Inhalt und Sinn des Textes orientiert. Alle Originale wurden nach der Erstellung dieser Biografie weitergegeben an das Archiv der Mariannahiller in Rom.

## **Bunte Pinselstriche – ein Porträt aus Episoden & Anekdoten**

Wer Bischof Adolph Gregor Schmitt einmal kennengelernt hatte, wird ihn wohl zeitlebens nicht mehr vergessen. Nicht, weil er äußerlich besonders beeindruckt hätte; nicht weil er ein großer Redner oder Prediger gewesen oder besonders würdevoll aufgetreten wäre. Nein, was an ihm faszinierte – und diese Faszination hielt an und wurde intensiver, je länger man ihn kannte – das war seine schon so oft gerühmte Demut; seine Bescheidenheit; seine Einfachheit. Das zeigte sich schon in der Art, wie er lebte und wohnte. Als ich im Januar 1959 in Bulawayo eintraf – gerade ein paar Monate nach meiner Priesterweihe – suchte ich vergebens nach einem bischöflichen Palais. Da gab es keine Barockfassade und keine Wandelhallen. Schmitt wohnte, solange er Bischof war, in einem schlichten Backsteinbau mit Wellblechdach. Ein Pappdeckelschild deutete an, dass da ein Bischof "residiere" – sehr viel einfacher als ein pensionierter Dorfpfarrer in Europa. Sonntags, das fiel mir gleich in den ersten Wochen in Rhodesien auf, feierte Schmitt die heilige Messe in einem Krankenhaus – oder auf einer einsamen Missionsstation. Dabei war er sein eigener Chauffeur; einen Fahrer konnte und wollte er sich nicht leisten. Ich schrieb damals einen Artikel über ihn – mit dem Titel "Der Chauffeur Gottes".

Egal, was gerade anstand – eine Firmung, eine Kirchweihe oder der Besuch eines kranken Missionars – Schmitt setzte sich selber ans Steuer seines Wagens, den ihm amerikanische Katholiken geschenkt hatten. Die Buschstraßen waren vor allem in der Regenzeit eine große Herausforderung an den Fahrer. Ich habe Schmitt wiederholt bei solchen Fahrten begleitet, auch um die einzelnen Stationen der Diözese kennenzulernen. Woran ich mich noch sehr gut erinnere: Während dieser langen und mühsamen Buschfahrten, auf denen wir allerlei besprachen und diskutierten, sagte er, plötzlich die Unterhaltung stoppend: "Jetzt beten wir gemeinsam den Rosenkranz – in den Anliegen unserer Diözese!" Hin und wieder mussten wir anhalten, weil ein Esel oder eine Herde Schafe den Weg blockierten. Doch solche "Zwischenfälle" störten uns nicht weiter – auch nicht beim Rosenkranzbeten.

Ein anderes Beispiel für Schmitts bescheidene Lebens-Einstellung: Wann immer er die große Embakwe-Mission am Rande der Kalahari-Wüste im Südwesten des Landes besuchte, war eine seiner ersten Fragen: "Habt Ihr ein Stück Brot; ein Stück selbstgebackenes Brot für mich?" – Er wusste, dass unsere Schwestern selber Brot backten. So rührte er niemals eine andere Speise an, ehe er nicht eine Schnitte trockenes Brot zu sich genommen hatte. Fast immer kommentierte er dann: "Ausgezeichnet, dieses Brot! Das Beste, was es gibt. Meine Mutter – Gott hab sie selig! – hat uns Kindern das beigebracht. Jedes, auch das kleinste Stück Brot zu schätzen! Wo so viele Menschen heutzutage nicht einmal genug Brot zu essen haben!"

Als wir auf der gleichen Missionsstation (Embakwe) in den 60-er Jahren des letzten Jahrhunderts eine neue Kirche bauten, hatte ich die Künstlernonne Schwester Pientia Selhorst aus Mariannahill in Südafrika gebeten, den Kreuzweg zu malen. Sie tat es gerne – und tat es in sehr kräftigen Farben – so wie es die schwarzen Christen gern haben. Mit vielen symbolhaften Darstellungen.

Etwa drei Wochen vor der feierlichen Einweihung des Gotteshauses kam der Bischof vorbei. Er ließ sich, weil ich nicht anwesend war, vom Missionshelfer John Jakob alles zeigen, entdeckte dabei den Kreuzweg, der ihm gar nicht gefiel, weil nach seiner Meinung viel zu modern – und polterte los: "Wenn diese modernen Dinger nicht umgehend aus der neuen Kirche entfernt werden, werde ich dieses Gotteshaus nicht einweihen!" – Darauf verließ er wieder die Station, ehe ich von einem Besuch der Außenschulen zurückkehrte.

Die wenigen Wochen bis zur Kirchweihe vergingen. Schmitt traf zum anberaumten Tag ein, hielt eine zündende Festpredigt, lobte alle, die am Bau der Kirche mitgewirkt hatten und schüttelte mir beim Abschied die Hand – augenzwinkernd, so als wollte er sagen: "Das mit dem Kreuzweg musst Du nicht so tragisch nehmen; ist längst vergessen!" – Es wurde auch später nie mehr darüber gesprochen. Die Ölgemälde der Künstlernonne von Mariannahill blieben in der Kirche, sehr wohl zur Freude der afrikanischen Christen.

Das war typisch für Schmitt: Er trug nie nach, egal wie konträr die Meinungen auch gewesen sein mögen. Er glättete am Ende alles durch seine Güte, die sich immer wieder Bahn brach.

Dass er zuweilen sehr energisch reagierte, war für jene, die ihn kannten, kein Grund, auch weiterhin auf ihn zuzugehen. Sie wussten, dass er selber darunter litt, wenn sein cholerisch-melancholisches Temperament mal mit ihm durchging. Letztlich siegten seine Güte und seine Liebe zu den Menschen – zu allen Menschen, egal welcher Hautfarbe. Güte und Liebe – das waren seine stärksten "Waffen" – neben dem Gebet. Aber davon sprach er nie. Das lebte er in großer Einfachheit und Bescheidenheit.

Hierher passt auch die folgende Begebenheit, die mir Bischof Donal Lamont von Umtali (Heute: Mutare) persönlich und in epischer Breite erzählt hat; sie sagt vielleicht über den Mariannahiller Missionsbischof mehr aus als lange Personal-Beschreibungen.

Es war während einer Sitzung der Rhodesischen Bischofs-Konferenz in Salisbury. Wieder einmal hatten sich die (weißen) Bischöfe mit den "heißen Eisen" Soziale Gerechtigkeit, Menschenwürde, Rassen-Diskriminierung usw. beschäftigt. Den Entwurf für ein gemeinsames Hirtenwort hatte Lamont vorgelegt. Die anderen Bischöfe waren sich über gewisse Formulierungen noch nicht einig geworden; daher unterbrach der Vorsitzende, Erzbischof Markall, die Konferenz und schlug eine längere Pause vor.

Während dieser Unterbrechung diskutierten die Bischöfe und ihre Berater in kleinen Grüppchen weiter, immer wieder um Kompromiss-Formulierungen ringend. Da läutete das Telefon. Schmitt wurde aus Bulawayo angerufen, aber er war nirgends zu finden. Man suchte ihn auf seinem Zimmer; man rannte hin und her. Er war einfach nicht zu erreichen. Schließlich fand man ihn in der Hauskapelle – still im Gebet versunken.

Bischof Lamont später dazu – wörtlich: "Das war der gute Bischof Schmitt! Während wir uns die Köpfe heiß redeten, trug er unser Anliegen dem lieben Gott vor. Er hat damit vielleicht mehr zur Lösung unserer Probleme beigetragen als wir anderen zusammen."

Mit dieser Episode möchte ich das Porträt Schmitts abschließen. Sein Leben und Wirken wird sicher auch künftigen Generationen in seiner fränkischen Heimat sowie im fernen Simbabwe Vorbild und Ermunterung sein. Vielleicht wird auch sein sinnloser Mord eines Tages in anderem Lichte erscheinen: Als Blut eines Märtyrers, der zum Samen wurde für neues Christentum.

## **Noch ein kurzer Nachtrag**

Als Schmitt am 29. Oktober 1976 sich von Pfarrer Werner Siegler im Pfarrhaus zu Rimpar verabschiedete, sagte er (ahnungsvoll?): "Wenn uns Missionaren etwas zustößt, so sind wir keine Märtyrer, sondern Opfer des Gegensatzes zwischen Schwarz und Weiß." – Zuvor hatte er im Kellergeschoss den für die Seniorenarbeit neugeschaffenen Raum gesegnet. Als er fünf Wochen später von einem schwarzen Freischärler erschossen wurde, erinnerten sich alle in Rimpar seiner Worte und waren sich einig: Ein moderner Märtyrer, dieser ihr Bischof!



Ihm haben die Rimplarer zehn Jahre nach seinem Tod eine Gedenksäule erstellt, eine Skulptur des fränkischen Künstlers Willi Grimm. Sie zeigt Schmitt als Bischof – mit Stab, Mitra und Brustkreuz; darunter seine Lebensdaten und, an der Sohle des Epitaphs, gleichnishaft zwei Szenen aus seinem Leben: Der Abschied von seiner Mutter und das apostolische Lehramt. Prälat Richard Schömig (Würzburg) mahnte Schmitts Landsleute: "Er, der als Nachfolger der Apostel ein Pfeiler der Kirche war, soll von diesem Pfeiler der Pfarrkirche aus der Jugend, den Männern und Frauen mit seinem Geist gegenwärtig bleiben und sie immer wieder neu an ihre Sendung in der Kirche erinnern und ihnen die Kraft erbitten, diese im Glauben und im Leben zu bewahren und zu bezeugen." (Vgl. Würzburger Sonntagsblatt, 21. 12. 86)

Drei Jahre später, 1989, wurde im Chor des Würzburger Doms eine Statue Schmitts angebracht – als einer der zahlreichen "fränkischen Glaubenszeugen". Damit hätte er, wäre es ihm zu Lebzeiten zu Ohren gekommen, am allerwenigsten gerechnet. So aber wirkt er weiter – im Frankenland wie in Afrika; hier als liebevoller Mahner, dort als Brückenbauer zwischen Schwarz und Weiß.